

# Der Arbeiter-Wochenblatt

(Halberstädter Tageblatt)

Organ der Sozialdemokratischen Partei für den Stadt- und Landkreis Wernigerode.

**Wochenpreis** halbjährlich 1 Mark einschließlich Frangierlohn, bei Selbstabholung 90 Pfennig. Erscheinungsdienstag 1 und 3 mal wöchentlich, am Sonntag und Feiertage. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle, von unseren Boten und Agenturen entgegen genommen. Redaktion u. Druckerei: Halberstadt, Domplatz 48. Fernruf 2314. Verlag: Halberstadt, Domplatz 48. Fernruf 2314. Verantwortl. für Inhalt: Reichsrat Herr Wolfenbüttel, für den lokalen Teil Wilhelm Rindermann, für Welfen u. Unterteil Karl Zreff, sämtl. in Halberstadt.

**Anzeigenpreis** die achtzeilige Kolonnenzeile oder deren Raum für Anzeigen aus Stadt und Landkreis Wernigerode 15 Pfennig, auswärts 20 Pfennig. Retraumzeile 40 Pfennig, auswärts 50 Pfennig. Maßgebend ist der bei Zahlung vorliegende letzte Kurs. Für die Verteilung von Zeitungen an bestimmten Tagen und an bestimmten Stellen kann eine Gebühr nicht übernommen werden. Anzeigenannahme in der Geschäftsstelle Halberstadt, Domplatz 48 (Fernruf Nr. 2314), Reichsrat Herr Wolfenbüttel 4526 und Selbstabholung (Steigerwald) Wernigerode, Burgstraße 9.

Nr. 78

Donnerstag, den 4. April 1929

4. Jahrgang

## „Diktatur der Vernunft.“

Severing gegen die Diktatur-Tiraden.

Unter der Ueberschrift „Diktatur der Vernunft“ schreibt Reichsminister Severing in einem Berliner Morgenblatt:

Es läßt sich nicht leugnen, daß die letzten drei Monate Krisenmonate waren, und der Streit befehrt nur darüber, wer und was sich in der Krise befand. Die einen sagten: Die Regierung. Die anderen meinen, daß wir uns in einer Krise der Parteien befinden. Schließlich sollte sich der Parlamentarismus in einer unheilbaren Krise befinden. So entfiel

das Gerüchte um die Diktatur.

So würde die Stimmung für das Verlangen nach dem „starken Mann“ vorbereitet. Daß das Jahr 1929 eins der magischen Jahre werden würde, hätte allen denken lassen müssen, die neben dem Dames-Befehl und seinen Bestimmungen auch die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre verfolgt haben. Vierhundert Millionen neue Reparationslasten bei abnehmender Konjunktur, das heißt also bei verminderten Einnahmen, waren eine Last, deren Größe im vergangenen Jahre schon zu erkennen war. Sie zu tragen oder auch nur abzumildern, ohne die Schulden anderer zu vergrößern, wäre auch für einen Diktator eine unüberwindliche Aufgabe geworden. Mit der Lösung dieser Aufgabe aber hätte die Möglichkeit des Diktators begonnen müssen. Es sind jetzt genau zwanzig Jahre verstrichen, als sich der Reichstag mit Steuererhöhungen befaßte, die — wie heute — ein Defizit von ungefähr 500 Millionen Mark bedecken sollten. Der damalige Schatzsekretär, Freiherr von Stengel, kündigte neue Steuern an. Am 3. Nov. 1908 kam die Regierung mit ihren Vorlagen heraus. Und nun entstanden sich die berühmten Rämpfe, nicht allein zwischen den Reichsparteien, sondern auch zwischen den Reichstagsgruppen im Land. Damals hat nicht einmal der Fürst von Bismarck die Situation messern können. Man verlorne uns also mit den abbernen Tiraden,

daß ein starker Mann müsse,

um uns durch Diktate zu ertreten. Es ist selbstverständlich, daß niemand unmöglichen Ausgaben des Reiches das Wort redet, und wenn der Reichstag sparen will, sollte man ihn in diesem Vorhaben sehr kräftig unterstützen. Wogegen aber Front gemacht werden muß, das ist die Sparpolitik auf Kosten der Vernunft der Armen. Was in der Frage sozialer und kultureller Aufgaben einmal vernünftig ist, ist jedoch nicht wieder nachzugeben. Deswegen müssen die Erfordernisse für diese Grenzen finden, wo das Gemeinwohl durch die Schritte der Papierkassiere zu klagen beginnt. An der Reparationslast, im Vermögensverlust läßt sich durch organisieren nicht das Werk eines starken Mannes sein, sondern muß dauernd von allen geteilt werden, die den Volk für eine richtige Verwendung der Steuererträge und folgerichtiger verteilt. Bei dieser Grundanlage behaupten sich und folgerichtig verteilt. Die Diktatur — der Vernunft, die offen erträglich ist und schließlich auch alle Krisen überwinden wird. Wir wollen nicht einen

starken Mann, sondern ein starkes und mündiges Volk, das die Staatsgewalt aus den höchsten Bürgerlegenden, Selbstvertrauen und Selbstverantwortung formt.

## Die Preise steigen.

Und die Reallohn werden immer geringer.

Das Reichsstatistische Amt teilt mit: „Die Reichsindeizes für die Lebenshaltungskosten (Ernährung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Bekleidung und „Sonstiger Bedarf“ — bedarf sich nach den Feststellungen des Statistischen Reichsamts für den Durchschnitt des Monats März auf 156,5 gegenüber 154,4 im Vormonat. Sie ist im Januar um 1,4 v. H. gestiegen. Diese monatsdurchschnittliche Steigerung ist fast ausschließlich auf die bis in die erste Hälfte des Monats sich fortziehende Erhöhung der Preise für Karriolen, Gemüße und Eier zurückzuführen. In der zweiten Märzhälfte haben Karriolen und Eier sowie Milch und Butter im Preise wieder nachgegeben, jedoch der gegenwärtige Stand der Indexziffer bereits unter dem — durch die außerordentliche Winterkälte beeinflussten — Monatsdurchschnitt liegt.“

Die Indexziffer einschließlich Unterposten hat in Jahresfrist folgende Entwicklung durchlaufen:

März 1929	März 1928
11013-1 = 100	
Gesamtlindex	156,5
Ernährung	159,3
Wohnung	125,9
Heizung und Beleuchtung	152,5
Bekleidung	172,6
Sonstiger Bedarf einschließlich Bekleidung	101,4
	158,9

Wie man angesichts dieser Verärgerung der Reallohn den Widerstand gegen eine ausgleichende Lohnbewegung noch aufrecht erhalten will, ist Sache des Interneherrn. Die Dinge haben sich so weit ausgelebt, daß eine Lösung in kürzester Zeit unermüdlich erfolgt.

## Wendung in China.

Feng für die Kauffregierung.

London, 2. April. (Eig. Drahtber.) Wie aus Roming gemeldet wird, veröffentlichen die dortige Presse ein Telegramm des „chinesischen“ Generals Feng an die Zentralregierung, in welchem Feng mitteilt, daß er auf Seiten der Zentralregierung von Roming treu und um Zuteilung eines Frontabschnittes im Kampf gegen die Yuanregierung erlaube. Da Feng rund 100000 Mann zur Verfügung stehen, dürfte sein Entschluß, den er nach langem Zögern gefaßt hat, die gegenwärtigen inneren Kämpfe zugunsten der Zentralregierung entscheiden.

## Vor der Entscheidung in Paris.

Morgen beginnen die Sachverständigen-Verhandlungen wieder.

Paris, 2. April. (Eig. Drahtber.) Die Pariser Sachverständigen-Konferenz hält am Donnerstag nach achtstündigen Unterbrechungen wieder ihre erste Sitzung ab. Reichsminister Dr. Schmidt wird heute von Teil nach Paris zurückkehren.

Selbstverständlich hat die Pariser Presse schon wieder ihre Stimmungsmache begonnen. Wieder einmal glaubt sie die entscheidende Wendung für die morgige Sitzung voraussetzen zu können, denn morgen werden die deutschen Delegierten Farbe bekennen müssen. Der „Express“ glaubt sogar soweit gehen zu können, den Reichsminister Dr. Schmidt vorzuwerfen, daß er die Konferenzarbeiten verstopfen wolle, bis in die Periode der englischen Wahlen hinein. Er lege nämlich auf einen Sieg MacDonalds und hoffe gleichzeitig Frankreich gezwungen zu finden, wenn der Verkauf für die Zahlung der 400 Millionen Dollar für die Handelsbank in Amerika nicht gerät. Sei.

### Schachts Optimismus.

Der Reichsminister Dr. Schmidt hat, wie wir schon gestern mitteilten, dem deutschen Volk eine nachträgliche Osterbotschaft über die Pariser Reparationsverhandlungen zukommen lassen. Sie ist nicht erlösend: Schmidt stellt zum zweiten Male fest, daß die Bedeutung der Verhandlungen, die finanzielle Regelung internationaler Beziehungen auf Jahrzehnte und damit die endgültige Klärung des Krieges nach monatelanger Schwerezeit erwarten lassen und eine längere Dauer der Verhandlungen voraussehen.“ Angesichts des allerorts vorhandenen großen Willens zur Verständigung und zur Überwindung der notwendigen Obstände bei den schwierigen Verhandlungen „betriebe jedoch die Hoffnung auf einen erfolgreichen Verlauf der Konferenz durchaus weiter.“

Es ist nur zu natürlich, daß im Rahmen der Pariser Verhandlungen sehr oft Meinung gegen Meinung steht. Die Oberhoffnung des Reichsministerpräsidenten erhält deshalb Bedeutung durch ihren optimistischen Ton. Von den Unterlagen hat sich in der Welt-

prelle aus dem Chaos der Pariser Reparationsmeldungen die Annahme herauskristallisiert, daß die Erörterungen über Höhe und Dauer der jährlichen deutschen Reparationszahlungen in ein entscheidendes Stadium getreten sind und zwar scheint die Frage der Dauer der Zahlungen das Problem zu sein, worauf sich gegenwärtig in Paris die meisten Verhandlungen konzentrieren. Die Dinge liegen hier so, daß eine

### Verzögerung der Annahmestellung.

Die Sinausführung des Termins, an dem Deutschland von seinen Zahlungsverpflichtungen loskommt, eine Verzögerung der jährlich zu zahlenden Reparationssummen ermöglicht. Dafür wird Deutschland aber längere Zeit zahlen müssen.

Der Amerikaner Young, der die Verhandlungen ohne Zweifel mit großem Geschick führt, soll Dr. Schmidt vor den Offizieren hinsichtlich der Zahlungsbefreiung Mitteilungen gemacht haben, denen man teilweise in der Weltpresse ultimative Charakter zu gesprochen hat. Wir wissen nicht, ob sich Youngs Mitteilungen auf diesen Gegenstand beziehen, wenn aber das Ziel nach die Einzigste seiner Vorschläge und sind vor allem nicht darüber interessiert, ob er Schmidt überhaupt vor eine Alternative gestellt hat. Die öffentliche Meinung Deutschlands ist in durch die Gegenwart des Vorgesand, der sich angeblich zwischen Schmidt und Young abspielt hat, vollständig ausgeglichen. Wenn sich aber derartige abspielt haben soll, so lag die Entscheidung bei der deutschen Delegation in Paris, bei keinem anderen, und vor allem bei Dr. Schmidt. Er muß im Interesse seines Vaterlandes entscheiden.

Wenn man vor den Festlagen gefaßt hat, die Mitteilungen Youngs an Schmidt können für die ganzen Verhandlungen eine Krise bedeuten, bzw. hätten eine Krise bedeutet, so darf man aus dem in der Oberhoffnung Schmidts enthaltenen Optimismus folgern, daß diese Krise überwinden ist.

## Linksruck in Dänemark?

(Von unserem Kopenhagener Korrespondenten.)

Kopenhagen, 2. April. (Eig. Bericht.)

Der Ausgang der dänischen Kommunalwahlen hat gezeigt, daß das aus der gemäßigten Konföderation Bauernintellektuellen herorgegangene und auf die Zusammenarbeit mit der Rechten angelegene Kabinett in der Wahl nicht mehr der politischen Stimmung im Lande entspricht. Man dürfte deshalb annehmen, daß die Regierung mindestens nach Ablauf der jetzigen Legislaturperiode gezwungen sein würde, einem sozialdemokratisch eingestellten Kabinett Platz zu machen. Aber schneller als es selbst die größten Optimisten unter den führenden Sozialdemokraten anzu nehmen wagten, hat die Bauernregierung ihr Ende gefunden. Der Ritt der Rechten und Konföderation zusammenhält, war sehr leicht nicht von der besten Sorte. Wesentliche Unstimmigkeiten in Höhe und Steuerfragen hatten wiederholt gezeigt, daß die Koalition der beiden konföderativen Parteien auf recht schwachen Füßen stand. Immerhin: die Angst vor einer sozialdemokratischen Regierung führte schließlich immer wieder zur Vertagung der dänischen Krise. Wenn jetzt entgegen allen Erwartungen im Verlauf der Debatte über die Finanzvorlagen der Reichstag unermüdlich wurde, so ist das — wie sich nachträglich herausstellte — vor allem auf taktische Fehler der Rechten zurückzuführen.

Die Konservativen hatten nach langem Hin und Her ihre ursprüngliche auf mehr als 50 Millionen Kronen abzulehnen Forderung für 40 Millionen Kronen auf 45 bis 46 Millionen Kronen erniedrigt, während sich die Regierung bereit erklärte, den Etat von ungefähr 40 Millionen auf 42,4 Millionen zu erhöhen. Das genügte den Konföderationen jedoch nicht. Sie „demonstrieren“ nach dem ergebnislosen Verlauf ihrer Verhandlungen mit dem Reichsminister gegen die Regierung, indem sie sich bei der Behandlung des Finanzgesetzes der Stimme enthalten. Hierbei gingen sie von der jenseitigen Auffassung aus, daß die Finanzvorlage auf jeden Fall mit den Stimmen der Sozialdemokratie angenommen werde. Man hoffte auf diese billige Art von der Regierung in der Wehrfrage abzurufen zu können, ohne den Bestand des Kabinetts gefährden zu brauchen. Diese Hoffnungen gründeten sich gleichzeitig auf die Vermutung, daß die Sozialdemokratie sich entgegen der eigenen Behauptungen auf ein Wehrkompromiß mit der Bauernintellektuellen einlassen würde. An Wichtigkeit dachte sie gar nicht daran, die ihr zum Sturz der Regierung gebotene Gelegenheit zu verpassen. Der Augenblick wurde genutzt und zum Schloß ausgehollt. Am 21. März, vor der bürgerliche Wählerregierung endlich ihre parlamentarische Berechtigung. Die Bauernintellektuelle hat die Finte jedoch noch nicht im Horn geworfen. Die für den 24. April ausgedruckten Beschlüsse werden unter ihrer Führung vor sich gehen, während nach parlamentarischem Brauch ebenfalls die Sozialdemokratie als Oppositionspartei und Urheberin des Kabinettswechsels berufen werden, den Appell an das Volk zu richten.

Werden die Hoffnungen der Bauernintellektuellen in Erfüllung gehen? Während der Neuwahlen und später auch im Parlament wird der Kampf vor allem um die Höhe des Militärbudgets gehen. Angesichts der Stimmung im Lande ist aber kaum anzunehmen, daß das Volk sich zu höheren Militäraufgaben betonen wird. Die Dänen sind im allgemeinen sehr friedliebend. Der Kostenteil des Militärs, wiederholte Ausschreitungen der Offiziere gegen Arbeiter und Bauernintellektuelle, die in Dänemark wie überall zu den lebensbedrohlichsten der Soldateska gehören, der Konföderation und schließlich die Schrecken des Weltkrieges haben in den letzten Jahren die Abneigung großer Teile der dänischen Bevölkerung gegen den Militarismus wesentlich gefördert. Für militärische Verpflichtungen ist in Dänemark kein günstiger Boden. Aus dieser Stimmung heraus ist bei den bevorstehenden Wahlen eine Stärkung der Sozialdemokratie bestimmt zu erwarten. Allerdings dürfte sie eine absolute Mehrheit kaum erreichen.

Die Sozialisten dürften danach das Ruder übernehmen und auf dem Wege der Verhandlungen mit der Bauernintellektuellen verhandeln, das unstrittige Wehrproblem zu lösen. Die Möglichkeit zu einer Verständigung ist bei einigem guten Willen der beiden Parteien gegeben.

## Um Troški.

Stambul, 2. April. (Eig. Drahtber.) Troški hat das Hotel von ihm bewohnte Hotel in Konstantinopel verlassen und sich in einem Borez von Konstantinopel niedergelassen. Er hat zu diesem Zweck ein Einfamilienhaus gemietet. Es verlautet, daß Troški jetzt mit einem längeren Aufenthalt in der Türkei rechnet.

Einige Tage vor seiner Abreise erklärte Troški dem Vertreter des „Soz. Pressebüros“ in Konstantinopel, er habe keineswegs als er sich an Höhe wandte, angenommen, daß ihm die Einreiseerlaubnis für Deutschland innerhalb 48 Stunden erteilt worden wäre. Durch die Verzögerung der Einreisebewilligung gerate er in eine immer schwerere Lage. Es befinde die Gefahr, daß er die Funktion verpasse und sich sein Leben dadurch verkompliziere. An dererseits hätten seine Freunde in anderen Staaten Anträge auf Einreisebewilligung gestellt. Er müßte diese Anträge jedoch desavouieren, da er gezwungen sei, auf die Erteilung des Visums nach Deutschland zu warten.

Wie der „Soz. Pressebüros“ weiterführend erzählt, hat sich Reichsaussenminister Dr. Stresemann bereits von San Remo aus gegen die Einreisebewilligung für Troški erklärt.



## Gegenfälle in der englischen Partei.

London, 2. April. (Eig. Drahtber.) Der Parteitag der Unabhängigen Arbeiterpartei (U.A.P.) nahm am Dienstag in seiner Schlußsitzung mit 160 gegen 125 Stimmen eine Resolution an, durch die sämtliche der Unabhängigen Partei angehörende Parlamentarier verpflichtet werden,

gegen sämtliche Militärtausgaben im Parlament zu stimmen. In der Debatte betonte der Abg. Schinwell, der im Kabinett MacDonald Bergbauminister war, daß die Unabhängigen Arbeiterpartei damit in vollem Gegensatz zu der Gesamtpartei stehe, die teilsweise unter allen Umständen jegliche Militärtausgaben verwerfe. Eine Durchführung der Antirüstung des Parteitages der Unabhängigen Partei würde es einer zukünftigen Arbeiterregierung unmöglich machen, irgendeinen Budgetposten für die benötigte Macht in den zukünftigen Staatshaushalt einzulegen. Schinwell schloß seine Ausführungen mit der Feststellung, daß er sich an diese Resolution nicht gebunden fühle und die Wünsche seiner Wähler und nicht die des Parteitages der Unabhängigen befolgen werde.

Die Resolution des Parteitages, gegen die selbst der radikale Parteivorstand der U.A.P. sich gewandt hatte, schloß eine enge Verbindung der zwischen U.A.P. und Arbeiterpartei bestehenden Spannung, indem sich der Parteitag in ausgeprochenem Gegensatz gegen das Programm der Gesamtpartei stellt. Obwohl von den 156 Unterhausabgeordneten der Arbeiterpartei 114 gleichzeitig auch Mitglieder der Unabhängigen sind, dürfte jedoch die Bedeutung der Resolution politisch gering sein, da sich die Mitglieder der U.A.P. fast schon daran gewöhnt haben, lediglich die Beschlüsse der Gesamtpartei und nicht diejenigen der ihr angehörenden U.A.P. mit ihren 30 000 Mitgliedern zu befolgen.

Vor der Annahme der Resolution wurde eine Debatte über Indien geführt, in deren Verlauf James Brockman, der kürzlich Indien verließ, erklärte, daß in Indien eine Exploitation von bisher nicht dagewesenen Umfanges erfolgt werde, falls Indien bis zum Ende des gegenwärtigen Jahres nicht Dominanz erhalte. Die Konferenz nahm nach einer längeren Debatte eine Resolution an, die die Verhängung der britischen Unabhängigkeitsmaßnahmen in Indien verdammt und die Verantwortlichen verpflichtet, für das Recht der Selbstbestimmung der indischen Bevölkerung zu kämpfen.

## Ein kostspieliger Brand.

Aus London wird gemeldet, daß die englischen Versicherungs-Gesellschaften, bei denen die auf dem abgebrannten Lloyd-Dampfer „Europa“ laufenden Versicherungen größtenteils rückversichert sind, rund 30 Millionen Wert verlieren werden. Die meisten dieser Versicherungen sind erst vor kurzer Zeit abgeschlossen worden. Die Gesellschaften haben bereits eigene Detektive nach Deutschland entsandt, da sie der Auffassung sind, daß die Unternehmung der Brandkatastrophe durch den Norddeutschen Lloyd sabotiert wird. Der Norddeutsche Lloyd betreibt das und beachtet deshalb nach einer Preisermäßigung die Prämie für die Aufführung der Brandursache auf 10 000 M zu erhöhen.

Die Detektive in Hamburg.

Hamburg, 3. April. (Eig.) Die vier Londoner Versicherungs-Gesellschaften, die an dem Bau der „Europa“ mit Versicherungen beteiligt sind, haben einen Satz von 10 Detektiven zur Aufklärung der Brandursache nach Hamburg entsandt. Aus Amsterdam, wo ebenfalls ein Teil der Versicherungen rückversichert ist, sind ebenfalls bereits mehrere Geheimbeamte in Hamburg eingetroffen.

## Zweifelhafte Sammlungen.

Vor dem Hamburger Schöffengericht waren zwei Frauen angeklagt, 386 bzw. 600 M gekammelter Gelder desverbandes deutscher Kriegsveteranen unterschlagen zu haben. Beide Angeklagte wurden freigesprochen.

Der Verband deutscher Kriegsveteranen ist 1894 gegründet, mit dem Sitz in München und führt den Internat. „Kongressen für Kriegsveteranen, hilflose bedürftige Veteranen und deren Hinterbliebenen“. Sein Zweck ist, Kapitalien zu sammeln und daraus Unterstufen zu gestalten. Als Ehrenmitglieder sind u. a. der Reichspräsident, Leopold von Bayern, General von Wardenen und der tote Fürst Bismarck zu nennen. Aus der Mitgliederliste findet man verschiedene Generale, Grafen und Fürsten, die Hauptstädte Hochsachsen und andere Internationales, die regelmäßige Beiträge zahlen. Der Verband gibt einen pompösen Werbepapier auf. Von dem Nutzen der umfangreichen Organisation bekommen freilich die Kriegsveteranen von 1864, 1866 und 1870/71 wenig zu spüren. Sie erhalten alljährlich zu Weihnachten etwa 30 M. Davon erhalten die beteiligten Arbeiter allein 2-3 Prozent der vereinnahmten Beträge. Auch die Verwaltungen besitzen hohe Guthabungen. Insgesamt geht rund ein Drittel der gesammelten Gelder für Provisionen an, die sie an die Zentrale kommen, die sich wahrscheinlich ebenfalls noch schuldig hält.

## Bombenwurf.

Paris, 3. April. (Eig.) Ein Arbeiterindustrieller Hallou wurde vor dem Saule des Polizeikommissars eine Granate geworfen, die jedoch ohne Schaden angriffen, explodierte. Der Missetäter soll mit dem seit Monaten andauernden Streik der Arbeiterseite von Hallou in Verbindung stehen. Der Bombenwerfer konnte bisher noch nicht ermittelt werden.

## Abschiebung des dänischen Spions.

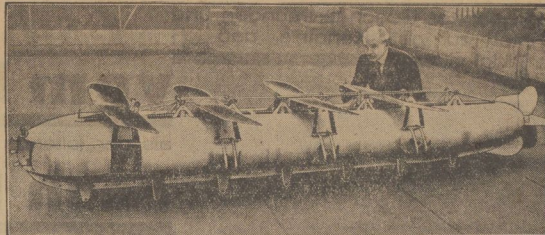
Als Maßnahmen der dänischen Presse ergibt sich, daß die Inspektoren von der Sozialdemokratie geforderte Abschiebung des Spions in England zu Zuschuss verurteilten dänischen Hauptmanns Bemboorn unmittelbar befohlen.

## Verzweifelte Lage Ammanulaks.

Stambul, 2. April. (Eig. Drahtber.) Die türkische Militärmission in Afghanistan ist überfallen worden und das Hauptquartier Ammanulaks bereits im Flugzeug verfallen. Die verzweifelte Lage Ammanulaks soll für den Schritt der türkischen Regierung maßgebend gewesen sein.

Der Reichsanwalt, der an einer Gallenoperation leidet und bereits die Operation befristet war, wird auf ärztliche Anordnung vorzeitiglich nach bei Ende dieser Woche das Bett hüten müssen. Typus an der Seer. In Wehrden im Saargebiet mußten 20 Ipphustanten Personen ins Krankenhaus gebracht werden. Todesfälle sind nicht zu verzeichnen.

## Das Luftschiff der Zukunft.



Erfinder Freese mit dem Modell seines neuartigen Luftschiffs.

Der amerikanische Erfinder Claude H. Freese hat in Los Angeles (Kalifornien) das Modell eines Luftschiffs konstruiert, das er das Luftschiff der Zukunft bezeichnet. Dieses lenkbare Luftschiff, oder

vielmehr Kombination von Flugzeug und Luftschiff, soll 500 Passagiere befördern. Der Apparat wird von 8 Motoren betrieben und soll durchschnittlich eine Stundenleistung von 200 M haben.

## Der Vatermord.

Kölling-Methoden in Jannowitz.

Wie die „Börsliche Zeitung“ hört, befaßt sich zurzeit das preuß. Ministerium des Innern mit der Prüfung der Frage, ob und welche Maßnahmen angelehnt der eigenartigen Unternehmungsmethoden der Eisgrüner Landstriminalpolizei bei der Ermordung des Grafen Stolberg in Jannowitz einzuleiten sind.

Er hat die Blaupuren in Jannowitz gefunden.



Der vereidigte Gerichtsmediziner Prof. Dr. Brinling

hat mit Sicherheit nachweisen können, daß die aufgefundenen Kugeln wirklich die Mordwunde war. Durch mikroskopische Untersuchung fand er an ihr Blutspuren, die nun zunächst nicht entdeckt hatte. Aber aber die tödliche Kugel abgefeuert hat, ist noch immer nicht geklärt.

Ein Missetäter der Nordost.

Hirschberg, 2. April. (Eig. Drahtber.) Die Berliner Kriminalpolizei hat entgegen ihren anfänglichen Absichten, den Grafen Christian Stolberg am Dienstag nicht vernehmen. Sie unterzog lediglich den Verwaltungsdirektor des Gutes Jannowitz, Gompertz, einem Verhör. Gompertz ist Ministerialrat der Nordost-Landstr. ist jedoch gegen ihn ein Verfahren wegen Beschuldigung eingeleitet worden dürfte. Der vorgesehene Katertermin wird am Mittwoch in Gegenwart des verhafteten Grafen stattfinden. Von seinem Ergebnis hängt es ab, ob gegen den Grafen Anklage wegen lahmstücker Täuschung, wegen Mordes oder Totschlags erhoben werden wird.

Die Kriminalpolizei erwägt ausserdem den Plan, bei dem Unterleutnants-Hilfsarzt auf Untersuchung des Gefängnisstandes des Grafen Christian zu stellen.

## Kleine Chronik.

Feurige Ofen.

In einer Konditorei der Neuen Königstraße in Berlin gab der 25jährige Konditor Walter Steinberg auf seine Braut, die 18jährige Schneiderin Hella Schalinsteina einen Schuß ab und verletzte sie schwer. Darauf löste er sich durch einen Schuß in die Schläfe. Zwischen den beiden Verstorbenen war es in der letzten Zeit infolge der Eifersucht des Mannes verschiedentlich zu Streitigkeiten gekommen, jedoch das Mädchen die Verlobung lösen wollte. Am Montagabend hatte Steinberg gehört, daß seine Braut in ein Tanzlokal gegangen war. Daraufhin holte er sich in seiner Wohnung einen Revolver und schickte dem Mädchen einen Brief mit der Aufforderung, in die Konditorei zu kommen. Dort kam es zu einer energigen Auseinandersetzung, in deren Verlauf Steinberg die verhängnisvollen Schüsse abgab.

Bei Schönborn im Kreis Bunzlau wurde im Wald der 65jährige Hausierer Walter aus Hellensberg ermordet und darauf aufgefunden. Der Täter, ein Arbeiter Ernst Heber aus Schönborn, wurde festgenommen.

In Wormen wurde am zmeiten Feiertag ein Brautpaar, das eine Kirchweil befeuerte, von einem jungen Mann durch mehrere Verfechtungen verletzt. Das Mädchen wurde in hoffnungslosem Zustande ins Krankenhaus überführt. Der Bräutigam dürfte mit dem Leben davonkommen. Der Täter, dessen Motiv noch unbekannt ist, konnte in einer Verfolgung gefangen werden.

Am Reichsgericht in Berlin warf sich ein etwa 55jähriger Mann vor die Räder eines Autos. Dem Führer gelang es nicht mehr, den Wagen zum Halten zu bringen. Ein Rad des Autos ging über den Kopf des Mannes hinweg, der sofort tot war. In Romas bei Potsdam verübte ein 60 Jahre alter Arbeiter August Bitt auf genauem Wege Selbstmord. Er kam am zweiten Feiertag angetrieben nach Hause, verließ dann seine Familie nach einem kurzen Streit, besaß eine Laube mit Petrolem, zündete sie an und erhängte sich in dem brennenden Haus. Die Feuerwehr fand nur noch die völlig verkohlte Leiche des Mannes.

Auf seinem Gut in Ranten geriet der Gutsbesitzer Selbst in eine Auseinandersetzung mit Arbeitern, in deren Verlauf er mit einem Revolver tödlich auf die Arbeiter schloß. Die Frau des Gutsbesitzers, die in der Absicht bereitete, ihren Mann zu bestrafen, wurde durch einen der Schüsse getötet. Zwei Arbeiter wurden verletzt.

In Mauerbach im Wiener Wald tödete ein Arbeiter seine Frau durch mehrere Revolvergeschüsse. Der Mörder wurde später im Wald mit durchgeschossenen Schüssen tot aufgefunden.

Die Osterferien haben auch in Frankreich eine traurige Bilanz hinterlassen. Nicht weniger als 22 Tote und 75 Verletzte sind in Frankreich allein am Ostermontag als Opfer von Autounfällen zu verzeichnen. Aus allen Teilen des Landes laufen außerdem noch neue Meldungen von Zusammenstößen und anderen Katastrophen ein, die zum großen Teil auf zu rasches Fahren zurückzuführen sein sollen. Dabei bietet es einen geringen Trost, daß die Zahl der Opfer im vorigen Jahr noch viel größer war.

## April! April!

Am Sonntag hatte die Berliner Kunsthandlung Hirschbott sämtliche Berliner Kunstblätter telegraphisch davon in Kenntnis gesetzt, daß am Montag in ihren Räumen die Vorbesichtigung einer Ausstellung amerikanischer Druckkunst stattfinden würde. Das Telegramm kündigte ein großes Festessen, Musik, Tanz und sonstige Hebererhebungen an. Die Kunsthandlung hatte die Ausstellung sorgfältig vorbereitet, aber die Kunstblätter erschienen nicht. Eine Entfremdung bei einem der Künstler ließ erkennen, daß die Einladung als Aprilscherz betrachtet worden war, und schloß dieser Anruf vermochte das Mißtrauen nicht zu zerstreuen. Auch die glänzende Perspektive des Festessens verfiel nicht.

Weniger heftig gegenüber dem ersten April war das ostdeutsche „Deutsche Tageblatt“, das einen voluminösen Artikel „Die Verurteilung des Reiches“ veröffentlichte mit Einzelheiten „schonungslosster Mord“ aus Hamburg, die die Zukunft der Deutschen deutlich charakterisieren. Wie das „Berliner Tageblatt“ dazu schreibt, ist das antideutsche Blattchen dabei einem Spätmacher aus Hamburg zum Opfer gefallen. Seine Behauptung ist so absurd, daß die Reichsleiter sie nicht mit ernster Miene folgerichtig würdigen. Sie leben das ganze Jahr über von — allerdings recht löchlichen — Aprilscherzen.

## Winter im Frühling.

Die Osterfeiertage brachten für Deutschland einen bedeutenden Kälteeinbruch. In Dippmannsdorf und Dippmannsdorf sind die Temperaturen auf jenseits Grad unter Null; am Dienstag vormittag wurden an einzelnen Stellen drei Grad Kälte festgestellt. In München schneite es bei einem Grad Wärme. Oben im Elbe über Bamberg und Umgebung harte Schneefälle ein. Die Bombenfabrik ist ein geradezu miserables Bild. Auf dem Hirschberg im Schwarzwald wurden 6,9 Grad unter Null festgestellt. Der Neuschnee liegt dort bis in die Täler hinab. In der Schweiz beträgt die Neuschneedecke bis zu 200 Meter herab zwanzig Zentimeter.

Aus London, wo das Thermometer vor kurzem noch 20 Grad Celsius im Schatten gemeldet hatte, merkten drei bis vier Grad über Null gemeldet. Es herrscht außerordentlich regnerisches Wetter. Schneefälle bei 1 Grad Wärme werden aus Nordschottland berichtet.

Gefährliche Damp. Aus allen Teilen der Oberlausitz laufen Meldungen ein, wonach zahlreichere Kreuzottern gefangen werden konnten. Die gefährlichen Reptile scheinen die höchsten Winterfälle gut überstanden zu haben. In Reichartau in Sachsen sind an einem der letzten Tage 5 Kreuzottern getötet worden.

Schwere Schiffsalastropfen. Der japanische Dampfer „Kajijaga“ geriet in der Nähe von Oghaga in einen schweren Sturm. Heftigste Rettungsversuche konnten keine Hilfe mehr bringen; das Schiff sank mit 48 Passagieren an Bord. — In der Nähe der Girone-Windung kenterte der 11 000-Tonnen-Dampfer „Ceylan“, nachdem er, von einem englischen Dampfer gerettet worden war. Die Besatzung und Passagiere konnten gerettet werden. Der englische Dampfer hofft das Wrack der „Ceylan“ nach Le Verdon bringen zu können. — Auf der Fahrt durch den Kaiser-Wilhelm-Kanal fuhr der griechische Dampfer „Mosa“ in der Nähe von Soltau an gegen die Kanalmauer, wobei das Besatzungstet wurde. — Bei Devenport stieß der englische 10 000-Tonnen-Kreuzer „Devonshire“ mit einem Leichter zusammen. Der Kreuzer erlitt schwere Beschädigungen.

Schweres Fährungunglück in England. Wie aus Moskau gemeldet wird, ist auf dem Fluß Haff in Amur-Gebiete eine Fährer gesunken, auf der sich 49 Bauern befanden. Sämtliche Insassen kamen in den Fluten um. Acht Fluten um.

Feuer in einer gemieteten Fabrik. In Berlin-Wilmannsstraße wurde am Dienstag vormittag die Chemiefabrik von Dr. Joachim Wiernik u. Co. von einer Feuerbrunst heimgesucht. Im Kellerraum war an einem der vierzehn Kessel die Bohrung undicht geworden und das herausströmende Öl in Brand geraten. Aus dem Kessel löste sich eine gewaltige Flamme hervor. In kurzer Zeit war das Gebäude bis zum Dachstuhl in Flammen gefüllt. Die Feuerwehre konnte den Brand auf seinen Stand beschränken. Ein Wertmeister trug schwere Brandwunden im Gesicht und an den Händen davon.







### Kreis Quedlinburg.

**Schöpsleben, 1. April.** Generalversammlung unserer S. r. e. l. Durch die lange Farnstube des Vorjahres konnte die Generalversammlung der S. r. e. l. am Freitag stattfinden. Der Kassierer gen. W. Werner, gab den Kassierbericht. Es wurde ihm Entlastung erteilt. Im letzten Jahre ist wieder eine Vorratserhöhung zu verzeichnen. Wenn auch eine Zunahme von 75 Prozent, wie 1927, so sind doch im Laufe des vergangenen Jahres, 10 Männer und 13 Frauen, der Partei beigetreten. Beträchtlich man die letzten Vierteljahre, so ist es ein erfreuliches Fortschritt. An den Vorstand wurden neu zugewählt, Gen. Siemenroth, 2. Vorsitzender, W. Mademehl, 3. Werner als Revisoren. Ueber die Mitglieder enthielt sich eine längere Debatte. Es wurde beschlossen, a) ein Mal, abends, im hiesigen Saale, eine Versammlung abzuhalten. Der Abend soll durch Konzert und Vortrag der hiesigen Gesangsvereine verfließen werden. Außerdem findet ein Ball statt. Alles Nähere soll mit den Funktionären der einzelnen Verbände geregelt werden. Gen. Siemenroth sprach dann noch über Gemeindegelassenheiten. Es wurde aufgeführt, alles daran zu setzen, daß in jedem Arbeiterhaushalt das Halberstädter Tagelohn auf den Tisch kommt. Zum Schluß forderte der Vorsitzende zur regen Teilnahme am Ballfest in Magdeburg an.

**Bitterfeld, 2. April.** Konzert- und Operettenabend. Der Männergesangsverein „Concordia“ hielt am 1. Oktober im Gasthause „Zur Schänke“, sein 45. Stiftungsfest ab. In musikalischer Hinsicht, bildet die Veranstaltung ein Ereignis für unsere Ort. Der Besuch und der Andrang waren geradezu bedäunend. Nach hiesigen Konzertkritikern begrüßte der 1. Vorsitzende, Gustav Harig, die Besucher, besonders die Mitglieder der Bitterfelder, die dem Verein seit 45 Jahren, also seit seiner Gründung, angehören. Der Chor sang: „Wir grüßen dich, du Land“, „Die lieben Jahre sind erloschen“ und „So sei gegrüßt ihr taubstummen“, wofür man rauschend Beifall zeigte. Besonders wirkungsvoll wurde der Strauß-Walzer: „Wein, Weib, Gelang“, für Männerchor, mit Orchesterbegleitung, niedergesungen. Im Mittelpunkt der Veranstaltung stand dann die Operette: „Das Wunderräuber“, in 3 Akten, von Bruno Brenner.

**Magdeburg, 2. April.** Arbeiterjugend. Der 2. Oktober als Arbeitstag für die Arbeiterjugend litt sehr unter dem schlechten Wetter. Durch andauernden Regen waren die Jugendfreunde Schöpslebener gebindert, ihren Marsch nach hier durchzuführen. An 30 Mädel und Jungen trafen dann mit der Bahn hier ein und marschierten mit Orchester und Schützenkompanie mit nach Schöpsleben, nach dem Saale des Herrn Ernst. Dem Herrn Wirt sei an dieser Stelle für sein Entgegenkommen bestens gedankt. Es entspann sich dann im Handumdrehen ein lebhaftes Treiben. Die Tanzfläche war beinahe nicht in der Lage, alle Spielwilligen fassen zu können. Trotzdem kein Unwetter stattfand konnte, war die Party fürchterlich schnell über sich hinweg. Am Abend gegen 11 Uhr wurde die Arbeitersfeier, das Arbeiterjugend fand nach dem Saale. Die Zuschauer waren durch die Darbietungen in beste Stimmung versetzt und dankten mit reichem Beifall. Wegen der Benutzung der Eltern mußte wieder frühzeitig Schluß gemacht werden. Trotz allem Wohlgeschick fand eine feierliche Schluß Jugendfeier, den Weg zur Arbeiterjugend, zum weiteren Jahr in einer Jugendversammlung, voraussichtlich am Sonntag, den 14. April, geregelt werden.

### Kreis Schöpsleben.

**Elsdorf, 2. April.** Hebammenjubelium. Frau Heinke hatte am 1. April ihr 40jähriges Hebammenjubelium. 40 Jahre hat sie ihr Amt treu und gewissenhaft ausgeübt. Das wurde ihr auch vom Medizinischen Rat in vorrätlichen Worten gefeiert. Es wurde ihr durch den Vertreter des Landrats ein Diplom überreicht. Auch wurde sie von ihren Kollegen durch ein Diplom geehrt. Von der Gemeinde wurde ihr durch den Gemeindevorsteher Heinz ein Gedächtnis überreicht. Wir wollen wünschen, daß uns die „Mutter Heinenke“ noch lange erhalten bleibt, damit sie auch noch ihr 40jähriges Jubiläum, zum Wohl der jungen Mütter, hier in Elsdorf erteilt.

**Borchleben, 1. April.** Arbeitergesangsverein. „Vier Jahreszeiten“ feierte am ersten Oktober im Hiesigen Saale sein 100jähriges Jubiläum durch Theater und Ball. Sämtliche Theaterstücke gaben sich Mühe, ihre Rollen lebenswahr darzustellen, sie ernteten reichen Beifall. Der nachfolgende Ball hielt die Feststimmung bis zum frühen Morgen bestimmen.

### Vermischtes.

#### Die Millionäre in Deutschland.



Unsere Statistik zeigt, welche starke Brezche der Krieg und die Inflation in die Reihe unserer Millionäre geföhren haben. Die Zahl der Millionen, die mehr als eine Million Mark besitzen, beträgt in Deutschland nicht einmal ein Fünftel des Vorkriegsbestandes. Das dürfte ind aber die weniger geordneten Millionäre am so reicheren geworden.

**Räuberliches Verschwinden.** Seit 28. Mai vorigen Jahres ist die 16 Jahre alte Elisabeth K. (13), Tochter eines Bauernhofbesitzers in Dangard, Kreis Holberg, spurlos verschwunden. Man vermutet, daß das Mädchen in Berlin verborgen gehalten wird. Der Reichsminister des Innern hat für ihre Ermittlung eine Bezahlung von 200 Mark angefordert.

**Die Schülerelbmoeder.** Der 16jährige Sohn des Bauernarbeiters Friedrichs war sich bei Groß-Königsdorf (Bez. Köln) vor einem Eisenbahnzug und wurde getötet. Grund zur Tat war die Furcht des Schülers vor Strafe wegen seiner schlechten Schulleistungen. — In Wien beging sich der 16jährige Reichslehrling Dieter Summerer durch Beutendes aus noch unbekannter Ursache.

## Der Haushaltsplan der Stadt Schöpsleben.

Schöpsleben, 2. April.

Zwei Stadtvorordnetenemittlungen beschäftigen sich in der letzten Woche mit dem Haushaltsplan. Dem Geschäftsbereich über das vergangene Jahr erläuterte Bürgermeister Dr. Gornert. Er gab über die einzelnen Verwaltungszweige einen Überblick, insbesondere über die finanziellen Ergebnisse. Der Ruf nach Sparen dürfte nicht überhört werden. Die städtische Badeanstalt für durch Neubau einer Warmwasserboileranlage sowie Zentralheizung verbessert worden. Die Wiesen-Straden- und Jörnblückerstraße sowie der neue Weg haben Bürgerliche erhalten. Die Kanalisation der Stadt ist in vollen Gänge. Die städtischen technischen Betriebe haben gut gearbeitet und werden auch für das neue Jahr einen namhaften Betrag für den Haushaltsplan zur Verfügung stellen. Durch Aufzucht von dreißig Wagnen mit Radelhöfen sowie der Pflanzung von Obstbäumen an verschiedenen Stellen hat die Grundstücksverwaltung ihr Möglichstes getan. Die Stadtpartische zeigt ebenfalls eine günstige Entwicklung und hat mit 51 Prozent Steigerung die Vorjahresanlage um 75000 M. überschritten. Die Baumgenüßigkeit des Anbaues des Reform-Realsgymnasiums ist erwiesen und sind Mittel hierzu im Etat bereits eingestellt. Die Wohnbaupflege erfordert alle 299000 M. Besondere Maßnahmen erforderte der letzte Winter. In zwanzig Familien, die sich in den Notwohnungen befinden, mußten 400 Zentner Kohlen ausgegeben werden. Außerdem mußten an die Pflanzengemäuer 3000 Zentner Kohlen und 5500 Liter Öl verstreut werden. Wenn auch der Etat für dieses Jahr ein günstigeres Bild als im vorigen Jahre zeigt, so muß doch darauf hingewiesen werden, daß die Stadt die einmaligen Ausgaben bei dem außerordentlichen Haushaltsplan in Form von Anleihen übernehmen mußte. Der Haushaltsplan zeigt folgendes Bild:

	Einnahme	Ausgabe
Allgemeine Verwaltung	344 923,70	443 882,08
Polizeiverwaltung	2 810,00	102 134,55
Bauverwaltung	117 721,00	200 086,07
Gemeindevoranstaltung	91 715,00	138 223,11
Volksbildung	232 407,70	839 421,25
Wohlfahrtspflege	190 838,00	224 933,78
Finanzverwaltung	1 177 884,31	499 619,16
<b>Gesamt</b>	<b>2 197 800,71</b>	<b>2 197 800,00</b>

- Durch Steuern zu bedeckend Bedarf:
- a) Reichsüberweisungsteuer: Einkommensteuer 165 000 M., Körperschaftsteuer 39 000 M., Umsatzsteuer 42 000 M., zusammen 246 000 M.
  - b) Realsteuer: Grundbesitzsteuer, bebaut 146 000 —, unbebaut 92 400 M., Gewerbesteuer-Ertrag 192 500 M., Zinssteuern 680 M., Kapital 80 000 M., Zinssteuern 320 M., zusammen 512 780 M.
  - c) Kleinere Gemeindesteuern: Hundesteuer 17 800 M., Hundesteuermarken 160 M., Vermögenssteuer 18 500 M., Wanderabgaben 200 M., Schenksteuerabgabe 1500 M., zusammen 32 150 M., insgesamt 809 930 M.

Hinsichtlich der Grundbesitzsteuer ist eine möglichst gleichmäßige Belastung des bebauten und des unbebauten Grundbesitzes herbeizuföhren. Eine solche Angleichung liegt der Magistrat im Einzelnen mit dem Steueramt, das in den vorjährigen Jahresberichten über den Grundbesitz von 835 auf 300 v. H. zu setzen und den Zuschlag zum bebauten Grundbesitz entsprechend um 20 v. H. von 240 auf 280 v. H. zu erhöhen. Dadurch wird der Zuschlag aufgehoben. Bei der Gemeindevoranstaltung kann der vorjährige Grundbesitz von 32 000 M. auf 35 000 M. erhöht werden. Um das gleiche Kuriosum zu erzielen, sind die früheren Zuschläge a) bei der Ertragssteuer von 590 auf 550 v. H., b) bei der Kapitalsteuer von 1700 auf 1600 v. H. geltend zu machen.

An der nun folgenden Besprechung der einzelnen Wirtschaftszweige bemerkt zu der allgemeinen Verwaltung der Genosse Herzberg, daß die öffentlichen Befindlichkeiten auch der Arbeiterpreise zugänglich gemacht werden müßten. Der Bürgermeister ver sprach Prüfung der Angelegenheit. Der Etat für die allgemeine Verwaltung wird hierzu mit großer Mehrheit angenommen. Bei dem Etat der Polizeiverwaltung montiert der Stadt. Steinheil.

Der den älteren Beschäftigten der Polizeibeamten und wünscht, daß die allgemeinen Lebensbedingungen für die über 40 Jahre alten Beamten nicht zur Anwendung gebracht werden. Genosse sei der Etat nicht mehrheitsfähig aufgestellt, da für die Hilfskräfte, die auch im Winter beschäftigt werden, Mittel im Etat nicht vorhanden sind. Die „Maz“ wurde zugestimmt, aber es doch für Druck sei, und ebenso weist der Stadtvorordnetenvorsitzer den Ausbruch „nicht mehrheitsfähig“ zurück. Der Bürgermeister tritt den Ausführungen des Redners entgegen und macht darauf aufmerksam, daß in der letzten Sitzung nicht wohl nicht die Wünsche erfüllt werden könnten. Mit allen und nur gegen die Stimme des Rat-Soz. wird der Abschnitt Polizeiverwaltung angenommen.

Zum Abschnitt Bauverwaltung führte der Genosse Bae aus, daß zwei zusammengefügten sei und für die Zukunft darin eine große Gefahr liege. Wir würden durch die Kanalisation noch viel Wasserarbeiten zu vergeben haben und es müßten dierhalb größere Mehrermitteile eingestellt werden. Bei dem Abschnitt Gemeindevoranstaltung gen. verlangt Genosse Herzberg, daß die getriebenen 400 M. für die Kantonsanstellungen wieder einzulegen sind. Dieser Antrag wird angenommen. Ueber den Abschnitt Volksbildung berichtet der Stadt. Schraemner. Unter Genosse Bae behandelte die einzelnen Schulen und wies nach, daß ein Kind der Volksschule nur 166 M., ein Kind der Mädchen-Volksschule 771 M. und ein Kind des Reform-Realsgymnasiums rund 800 M. an Ausgaben verbrachten. Wohl seien hierbei die Kantonsanstellungen und zwar die Schulgebäude und die staatlichen Zuschüsse nicht in Abzug gebracht, aber trotzdem müßte man die Frage prüfen, ob die Mädchenmittelschule als noch nicht einmal volle Halb-anstalt mit einer derartig großen Ausgabe noch erhaltenswürdig sei. Vor allen Dingen wünscht der Redner, daß in die Schule ein anderer Geist einziehen möge. Hinsichtlich wünscht der Redner, daß die Berufslehre hauptsächlich besteht. Genosse Herzberg bemängelt die Ausgaben für die Vermittel in den einzelnen Schulen und wünscht eine nähere Prüfung dieser Angelegenheit. Zu dem Abschnitt Wohlfahrtspflege fordert der Gen. Herzberg die Errichtung einer Kleinsten- und die Herstellung von Kinderzimmern auf dem Sportplatz. Gen. Radtke beantragt die 6000 M. zur Beschaffung von Betten und Kerzen für die Klein- und Sozialrentner wieder in den Etat einzuföhren.

Rum plagen die Meinungen bei dem Abschnitt Finanzverwaltung sehr auseinander, besonders über die Erhöhungen des bebauten Grundbesitzes. Da eine Erhöhung hierüber nicht zu erzielen ist, wird die Veranlagung auf den nächsten Etat vertagt.

Bei Eröffnung dieser Sitzung führt der Stadt. Vorsteher aus, daß man sich doch von den allgemeinen Interessen leiten lassen soll und nicht von Sonderinteressen, wie am Abend vorher geschah. Zur Tagesordnung war ein Antrag Dr. Ritter, Koppe und Reichlich eingegangen, in der „eine Erhöhung der Besteuerung des bebauten Grundbesitzes als nicht tragbar“ bezeichnet wurde. Es wurde beantragt, den entfallenden Betrag von ca. 11 500 M. in der Welt auszubringen, daß er etwa gleichmäßig auf die verschiedenen Realsteuern umgelegt wird.

Der Stadt. Vorsteher schlägt vor, diesen Antrag dem internationalen Ausschuss vorzulegen, und beantragt, die Sitzung dierhalb auf kurze Zeit zu unterbrechen. Die Stadt. Versammlung war damit einverstanden. Nach Wiederaufnahme der Sitzung wurde der Antrag mit 11 gegen 9 Stimmen abgelehnt. Mit gleicher Stimmenzahl wurde die Maßnahmsvorlage angenommen. Eine Erklärung der Sozialdem. Fraktion wurde vom Stadt. vorordnetenrat nicht angenommen und soll erst in der nächsten Sitzung behandelt werden.

In der Gesamtsitzung wird daraufhin der Gesamt. Haushaltsplan mit 17 gegen 2 Stimmen bei 2 Enthaltungen angenommen. Der außerordentliche Haushaltsplan schließt mit einer Einnahme und Ausgabe von 933 000 M. ab. Zur Deckung ist die Aufnahme einer Anleihe in Höhe von 211 551,76 M. erforderlich. Nach einer erregten Auseinandersetzung zwischen dem Stadt. Rat und Steinheilber erreichte die Sitzung ihr Ende.

### Gemeinschaftliches.

#### Eisenbahnerstreik?

Die drei vertragsschließenden Eisenbahnerorganisationen haben sich am Dienstag eingehend mit der kritischen Lage beschäftigt, die durch die ablehnende Haltung der Deutschen Reichsbahngesellschaft in der Wohnfrage entstanden ist. Einmütig wurde festgestellt, daß die wirtschaftlichen Verhältnisse unbedingt eine Ausbesserung des Wohnstandes verlangen. Da die Hauptverwaltung der Deutschen Reichsbahngesellschaft ihre Wohnausbesserung nicht als notwendig, muß damit gerechnet werden, daß den Eisenbahnern der Kampf mit den letzten Mitteln nicht erspart bleibt. Alle notwendigen Schritte sollen jetzt eingeleitet werden. Der erste Schritt besteht darin, daß die Eisenbahner mit den Spigenorganisationen in Verbindung treten. Ueber die weiteren Schritte wird an einem der nächsten Tage beraten werden.

**Ausperrung der Hummer.** Der Arbeitgeberverband der deutschen Woll- und Haarhut-Industrie hat die Sitzung aller ihm angeschlossenen Betriebe beschloßen. Ueber dieses Beschloßen ist eine von den Hummern schon vor Wochen eingeleitete Wohnbewegung, die bisher zu keinem Ergebnis führte. Die Unternehmer begründen ihr Vorgehen mit der Behauptung, daß der jetzt herrschende tariflose Zustand eine sichere Preisberechnung unmöglich mache. Der Beschluß tritt durch eine 14tägige Kündigung der Woll- und Haarhutarbeiter in Kraft. Von ihm werden rund 11 000 Menschen betroffen, davon der größte Teil in den Südbahnen und in Badenwälder.

### Genossenschaftliches.

Die günstige Entwicklung der Konsumgenossenschaften hat auch im Monat Februar angehalten. So steigerte der Allgemeine Konsumverein für Chemnitz seinen Umsatz um 10 Proz. auf 1,7 Millionen Mark. Beim Konsumverein für Dessau wurde eine Umsatzsteigerung von rund 22,5 Proz. auf rund 552 000 Mark erzielt. Hannover meldet die Erhöhung des Umsatzes um 15,5 Proz. auf 1 062 Millionen Mark. Beim Konsum- und Sparverein Ruffel ist eine Steigerung um 26,1 Proz. auf 508 000 Mark eingetreten.

Die den Verband schweizerischer Konsumvereine angeschlossenen Genossenschaften konnten im Jahre 1927 ihren Umsatz von 139 Millionen Franken auf 150 Millionen steigern. Der Bruttogewinn beträgt 978 000 Franken. Der Verband hat gegenwärtig 316 Konsumvereine, Zweiggenossenschaften und Stiftungen angeschloßen. Im vorjährigen Jahre wurde auch eine genossenschaftliche Zigarrenfabrik neu in Betrieb genommen.

### Humor des Tages.

**Merkwürdig.** Die junge Frau, nach einem mit einem befreundeten Ehepaar verbrachten Abend, nachdenklich zu ihrem Mann: „Weißt du, Kurt, ich finde, Schmitz ist wirklich ein ideales Ehepaar —, sie denken über alles das gleiche.“  
Kurt: „Das stimmt, aber mir ist aufgefallen, daß die Frau immer zuerst denkt.“  
Bei Schlämmer. „Nun, wie föhst du dich in deiner Ehe?“ fragt ein alter Freund, als er den Wipfelter nach langen Jahren wieder trifft.  
„Ach, ganz gut, alter Dunge“, erwiderte er, „wenn nur meine Frau nicht so viel von ihrem ersten Mann sprechen sollte!“  
„Ach, das ist doch nicht weiter schlimm“, sagt der Freund wieder wachend, „aber meine Frau redet unausgesetzt von ihrem nächsten Mann!“







# Der Abend

Nr. 14

Donnerstag, den 4. April

1929

## Der Traum.

Novelle von A. C. R o r.

Pfarrer Lehmann war ein guter Mensch. Keineswegs dick, sondern sympathisch. Nun ja, das war wohl wahr; Jahr um Jahr mußte seine Köchin, die Schwester in Christo, ins Krankenhaus gehen. In dieser Beziehung war der Pfarrer gewissermaßen eher ein Totengräber denn ein Pfarrer und die Leute munkelten und küsterten, daß man sehr wohl wisse, was so ein Aufenthalt im Krankenhaus bedeute. Aber der Pfarrer wurde dazu durch die Verhältnisse genötigt. Das geschah erst seit der Zeit, da irgendwo dahinten in der Gemarkung der kleine Wenzel in Pflege gegeben wurde.

Als Wenzel zehn Jahr alt war, nahm ihn der Herr Pfarrer von den Verwandten zu sich nach Hause. Dem Bübchen kam es wohl ein bißchen eigentümlich vor, daß er mit einem Male eine so ehrwürdige Frau, die auf der Pfarrei hauswirtschaftete und die so brave Augen hatte, mit „Mutti“ ansprechen und dem Herrn Pfarrer „Onkelchen“ sagen durfte. Aber sonst änderte sich keineswegs etwas, denn Wenzelchen vergaß sehr bald das Vergangene. Nur so ein paar Dorfbewohner, welche, wer weiß woher darüber unterrichtet waren, kicherten spöttisch, weil sie wußten, was der Herr Pfarrer für eine Art Onkel war.

Wenzelchen ging die ganzen zwei Jahre lang, da er auf der Pfarrei war, frühzeitig zu Bett. Aber damals, als er plötzlich erkrankte, schlief er den ganzen Tag und die ganze Nacht hindurch. Das heißt, er schlief eigentlich überhaupt nicht, sondern wälzte sich nur im Halbschlaf hin und her.

Es war also ungefähr zwei Jahre nach der Zeit, da der kleine Wenzel zum „Onkelchen“ auf die Pfarrei gekommen war. Der Herr Doktor nickte nachdenklich und sehr gewichtig mit dem Kopfe und die Mutti hatte Augen wie eine Klatschrose. Aber auch des Onkelchens Augen waren von blauen, symmetrischen Halbtreifen umrahmt.

Einmal schlief Wenzelchen fest ein und schlief unter ruhigem Atemholen sehr gut. Wenn der Herr Doktor dem Herrn Pfarrer prophezeite, daß so ein Schlaf das Bübchen retten müsse, dann hatte er gewiß recht. Früh wird Wenzelchen wieder gesund sein. Deshalb streichelte Onkelchen der Mutti die Hand, dann streichelte er sie nochmals mit seinem Bißle, drehte die schöne Petroleumlampe zurecht und schickte die Mutti, die durch die beständigen Nachtmachen schon ganz krank war, zu Bett. Und es dauerte nicht einmal eine Stunde, da schlief auch schon der Herr Pfarrer beim Bett seines Neffen Wenzelchen ein. Und alle schliefen sie so fest wie das Dornröschen.

Wenzelchen schlief noch ein bißliches Weilschen, ehe ihn dieser Schlag aufweckte. Es war ein ganz unsichtbarer Schlag, das heißt ein Schlag von irgendetwas ganz Unsichtbarem — aber der kleine Wenzel wußte sofort, daß dies ein Schlag sei, damit er aufstehe. Merkwürdig, daß draußen solch prachtvoller Sommer ist, während gestern noch Winter war. Und siehe, sieh' doch! Onkelchen sitzt schön im Lehnstuhl beim Schreibtische, wie kam es bloß, daß er in Wenzelchens Zimmer überfidelte? Oder war Wenzelchen zum Onkel übergefidelte? — er sitzt also fein und bequem im Lehnstuhl und spricht zu Wenzelchen: „Also dorthin wirst du gehn? Da mußt du dich aber beeilen!“

Und Wenzelchen weiß sofort, wohin er gehen wird, und auch, daß er gesund ist. Denn krank würde ihn der Onkel doch nicht weglassen. Gott sei Dank, daß er schon genesen ist.

Und wie ihm Onkelchen den Brief übergibt, stürzt er zur Tür hinaus wie die Elbe aus Böhmen. Mit Getöse und Geschrei.

Draußen ist ein schöner Sommertag, und dort, wo der Dorfplatz war, befindet sich ein prächtiger Park. Kindswärterinnen mit netten Kinderwagen sind dort, auf den Bänken sitzen Mägdelein mit gesenktem Blicke. Hübsche Burschen, viel — oh du meiner lieber Gott! — viel, viel größer als Wenzelchen, mit langen Hosen und farbigen Socken spielen mit ihren Spazierstöcken und blicken lächelnd auf diese Mädchen. Wundervoll ist es hier und beinahe hätte Wenzel darüber seine Bestellung vergessen.

Denn als er weiterging, stieß er inmitten des Sommers auf ein bißchen Winter. Dort, wo das Bächlein das Dorf verließ, stand ein sonderbarer Mensch, der hielt in seiner Hand ein Fernglas und lud

die Vorübergehenden ein, sich das große Wunder dieser Gegend anzusehen — nämlich auf den Meeresgrund zu blicken. Der Meeresgrund ist eine seltene Sache und in jener Gegend schauten ihn sich die Leute gerne an.

Diesem Manne gelang alles, was er wollte. Er ließ das Bächlein plötzlich anwachsen, gefrieren, dann machte er zwei runde Löcher in das Eis und legte in diese den Theatergucker hinein. Dann legten sich die Vorübergehenden aufs Eis zu dem Gucker und erblickten große Wunder, denn sie schrien begabert auf.

Wenzelchen hätte auch gerne hineingekuckt, aber im selben Augenblick zog der merkwürdige Mann seinen Gucker heraus und die Eismassen begannen zu bersten. Es war gerade nur noch so viel Zeit übrig, um aufzuspringen. Aber nicht der Mann sprang auf, sondern der kleine Bube. Und schon war der gefrorene große Fluß mit dem Meeresgrunde verschwunden, und nur das bekannte, kleine Bächlein war da, und die Burschen badeten sich in ihm. Und auch der merkwürdige Mensch, der auch ein kleiner Bursche geworden war, und auch Wenzelchen badete sich in dem Bächlein.

Wenzelchen war aber ein braver und gehorsamer Bube, und daher lief er rasch weiter, denn er entkam sich, wohin ihn der Onkel gesendet hatte.

Eine lange, lange Strecke wanderte Wenzelchen, aber er empfand gar keinen Hunger, denn es war immer noch der schöne, helle Sommertag, der gar kein Ende nehmen wollte, und Wenzelchen pflegte stets erst am Abend Hunger zu bekommen.

Wie er dann zwischen hohen Gebäuden dahinschritt, leuchtete plötzlich vor ihm eine große Aufschrift auf: Wenzelchen, der längst schon lesen konnte, überlas daher auch diese Aufschrift. Dort stand also aufgeschrieben: Dr. Tod, Doktor der gesamten Arzneiwissenschaft, Ordination: beständig.

Wenzelchen guckte auf seinen Brief. Und wie merkwürdig war das doch! Vor einem Weilschen stand noch keine Adresse darauf und jetzt war sie mit einem Male aufgeschrieben. Am Briefe stand jetzt von des Onkels Hand geschrieben, genau dasselbe: Dr. Tod, Doktor der gesamten Arzneiwissenschaft.

Und so lief also Wenzelchen in das weiße Haus hinein. Er mußte nicht einmal fragen, wo er den Herrn Doktor auffuchen müsse. Aber er hätte jedenfalls wie ein wohlgezogenes Kind höflich gefragt. Aber im gleichen Augenblick kam ein großer, schwarzer Herr in einem solchen Gewande, wie es Onkelchen auf der Pfarrei zu tragen pflegte, sobald er aus der Kirche zurückkam, nämlich lang und schwarz, auf ihn zu. Dieser Herr aber hatte auf seinem Kopfe eine Aufschrift, von der ein gelber Strahlenglanz ausging, wie in der Kirche auf der Kanzel ein Heiliger. Und diese Aufschrift lautete: Tod. Aus diesem Grunde übergab Wenzelchen diesem Herrn ganz ohne Furcht den Brief seines Onkelchens.

Der schwarze Herr mit dem Strahlenglanz um seinen Kopf überflog den Brief und dann sagte er: „Aber du hättest dich beeilen sollen! Du bist sehr, sehr langsam gegangen. Nun, komm also, dein Onkelchen wird uns schon erwarten“, und die Stimme bebte ihm dabei, wie er diese Worte sprach.

Der Herr verband sich die Augen, aus welchem plötzlich lange, weiße Lichtströme flossen, als ob ein Automobil seine Lampen angezündet hätte, dann nahm er Wenzelchen bei der Hand und schon ging es hinaus.

Vor ihnen lief ein großes Pferd, es war unbekannt, wem dieses Pferd gehörte, und hinter diesem Pferde liefen sie einher. Wenzelchen kam ihm sehr gut nach. Nicht einmal die Füße schmerzten ihn. Nur daß die Leute, denen sie unterwegs begegneten, einander zuflüsterten: „Aha, irgendeine unaussprechbare, schwere Operation. — Und dann gingen sie ihrer Arbeit nach.“

Solange sie zwischen den weißen Häusern einhergingen, geschah nichts merkwürdiges. Aber dann, als sie durch die freie Gegend kamen und schon Wenzelchens Bekannte trafen, da erhob sich ein Geschrei. Denn dem schwarzen Herrn schlugen plötzlich aus der Schrift um den Kopf große Flammenstrahlen hervor und aus den Augen sprühten blendende Lichtströme. Daher schrien die Leute: Ein Mensch, dem der Kopf brennt, — und sie liefen davon, um sich zu verbergen. Wenzelchen kam das schrecklich zum Lachen vor und als er seinem Kameraden Franzl Brettschneider erblickte, rief er ihm

zu, sich doch nicht zu fürchten. Und Franzl Bretschneider war auch der einzige, der sich nicht fürchtete. — Aber sie hatten keine Zeit. Sie mußten sich beeilen.

Tatsächlich wartete der Onkel bereits auf sie. Er verbeugte sich vor dem schwarzen Herrn sehr devout und dann erzählte er ihm schmerz erfüllt eine augenscheinlich sehr ernste Sache. Wenn sie auch dem Onkel selber nicht wehtat.

Doktor Tod nickte ernst mit seinem Kopfe, wie unlängst der andere Doktor, der Hausarzt, mit den nichtleuchtenden Augen, und dann trat er zu Wenzelchens Bette. In der Zwischenzeit, da die beiden anderen miteinander sprachen, hatte sich Wenzelchen rauch ausgezogen, war unter die Tuchent geschlüpft, denn mit einem Male befand sich Wenzelchen schon wieder zu Hause und wunderte sich selber darüber. Aber die anderen, Onkelchen und der Doktor, wunderten sich nicht darüber.

Dann schloß Dr. Tod ein wenig die Augen und löschte in ihnen die Lichter aus. Alsdann zog er ein ganz merkwürdiges Instrument aus der Tasche. Und mit diesem Instrument machte er Wenzelchen auf der Brust ein Kreuz. Es war ein Instrument, das einer Nadel ähnlich war und keiner, eher einem Fingerhute. Und wie mit einem Schlag fühlte sich Wenzelchen so wohl wie im Himmel, und da er ein guter, gehorsamer Bube war, sagte er rasch: „Der Mutti auch!“

Aber Doktor Tod machte da ein finsternes Gesicht. „Nein“ — sagte er — „entweder dir oder der Mutti.“

Wenzelchen tat es leid, jüwiel Glückseligkeit zugunsten der Mutti zu opfern, da er aber wohlgezogen war, sprach er nach reiflichem Ueberlegen: „Also dann lieber der Mutti.“

Onkelchen stand dabei und sah aus wie sieben Jahre Unglück. Offenbar litt er sehr.

Der Herr Doktor lächelte ein wenig und wischte das Kreuz von Wenzelchens Brust weg. Dann gingen sie, um die Mutti zu suchen. Sie fanden sie in der Küche. Der Herr Doktor zündete sich seine Augen an, dann verlöschte er wieder die Lichter und, gegen die Mutti vorwärtsschreitend, machte er ihr ein Zeichen wie vorher Wenzelchen. Die Mutti fiel sofort um, aber sie stürzte nicht zu Boden, sondern auf das Bett und lag sofort in den weißen Federkissen genau so weiß wie diese.

Dann verabschiedeten sie sich herzlich vom Herrn Doktor und wie es schien, weinte der Herr Pfarrer, das Onkelchen, dabei sehr. Wie der Herr Doktor weg war, gingen alle zu Bett, denn es war schon Abend.

Als Wenzelchen in der Frühe erwachte, fühlte er sich schon pumpergesund. Draußen aber war kein Sommer, sondern — wie sonst — Winter und gartiges Wetter. Der Herr Doktor, der gerade zum Onkel kam, unterließ sich mit ihm im Vorzimmer. Nach der Stimme zu schließen, was es aber der alte Doktor, der immer zu Wenzelchen zu kommen pflegte, als er erkrankte.

Nachher kam Onkelchen mit dem Herrn Doktor zu Wenzelchen. Der Herr Doktor sprach wie von ungefähr zum Onkelchen, nachdem er den kleinen Wenzel untersucht hatte: „Also wie ich es gesagt habe — alles ist gewonnen —“

Und dem Onkelchen jüwizien Tränen wie Aepfel so groß aus den Augen. Er schluchzte wie Wenzelchen, als dieser allerdings noch ein kleiner Bube war.

Onkelchen beugte sich zum kleinen Wenzel herab, streichelte ihn, hob ihn leicht in die Höhe und schloß ihn in die Arme.

Dann preßte er das gerötete Kindergesicht an seine glatte, priesterliche Wange und sprach mit Stockungen: „Da, ja, Wenzelchen — du hast schon keine Mutti mehr. — Sie ist gestorben — gestorben.“ Und verzweifelt brach er in heftiges Weinen aus.

Und als er dann Wenzelchen in Muttis Zimmer hineintrug, wo sie weiß und rein in den weißen Federbetten bewegungslos und tot lag, während der Herr Doktor bereits zum dritten Male irgend etwas Gelehrtes über Blutandrang zum Herzen eplogizierte, krümmte sich der kleine Wenzel voll Entsetzens in des Onkelchens Umarmung, denn seine Mutti lag da, wie sie damals ins Bett gefallen war — Wenzelchen erinnerte sich unklar alles, was er beim Dr. Tod gesehen und gehört hatte, als dieser da gewesen war — und es war ihm von all dem so schrecklich und schwer zu Mute, denn in seinem kleinen Herzen warf ihm irgend etwas vor, daß er, Wenzelchen, dies der Mutti gemacht hatte, weil er ihr dieses Kreuz auf die Brust malen ließ, als sie — damals in der Küche waren. —

Im Dorfe aber erzählten sich die Leute, daß „die auf der Pfarrei“ ihr Leben gering schätzte, daß sie „das Kind“ so sehr gerne hatte, daß sie es nicht aushielte, so viele Nächte nicht zu schlafen, daß es sie überwältigt habe, daß sie ihr eigenes Leben für das ihres kleinen Jungen eingekauft hätte und daß sie es schließlich und ehlich gewonnen habe. (Aut. Uebersetzung aus dem Tschechischen).

## Der gute Kunde.

Von Artur Leitner.

Der Herr hatte einen aufrechten, straffen Gang, ein angenehmes Gesicht mit einer entwickelten Stirn, schöne Augen, eine kräftige, dabei wohlklingende Stimme, war überhaupt in allem der Typ eines wohlhabenden, gutgebildeten vernünftigen Mannes. Der würdige Juwelier, der sich etwas auf Menschenkenntnis zugute tat, trat um einige Grad verbindlicher aus dem gepanzerten Büro. Nur gewohnheitsmäßig setzte er die Aftersvorsicht in Bewegung, die in Werkstatt und Wohnung vier Minuten später Värm erheben würde, wenn er sie nicht selbst abstellte — eine vielleicht übervorsichtige, aber sonst vortreffliche Einrichtung. Der Herr hatte ein entzückendes, goldenes Zigarrenetui — aus dem ein Brillant gebrochen war, den er neu gefaßt wünschte. Er freute sich sichtlich über die Bewunderung, die seinem Schmuckstück gezollt wurde, meinte, die Komplimente des Juweliers zurückgeben zu müssen, indem er sich über einige hervorragende Auslagen des Ladens äußerte, mit großer Sachkenntnis und wahrhaft genießerischem Entzücken. — „Die Zeiten sind für uns Juweliere nicht sehr günstig“, plauderte der Juwelier, „es ist das Verständnis für unsere Kostbarkeiten eminent zurückgegangen, und damit natürlich das Verlangen danach. Unsere meisten Käufer sind gefühllose Leute, die so Juwelen zur Erhöhung ihres Poms erwerben, für die der aparteste Stein nur in Verbindung mit seinem Preis etwas ist.“ Der Herr nickte, beschäftigte sich eben mit einer kleinen Platinagraffe. „Hingru kommt sicher“, meinte er, „daß wiederum die Kenner nicht mehr so glänzend gestellt sind, um viel Schmuck zu kaufen; schließlich sind unzählige Familien geradezu verarmt, die sich auf raffiniertem Geschmack verstanden. Ich muß sagen, auch ich muß mich zurückhalten, darf nicht der in meiner Familie traditionellen Leidenschaft für diese Kostbarkeiten folgen. . . Aber immerhin, diese Agraffe — geben Sie sie mir, — sie ist schön. Und das Etui machen Sie mir schnellstens.“

Er griff nach seiner Briestafche und zahlte die geforderten 700 Mark. Distret zurücktretend, sah der Juwelier doch, das suchende Lächeln war schwer von großen Banknoten. „Darf ich ihnen noch etliches zeigen?“ sagte er verbindlich, selbstredend nur zu Ihrem Vergnügen.“ — „Ach danke sehr“, — der Kunde lächelte auf eine reizende, fast jugendliche Art — „aber schöne Dinge zu sehen, ohne zu kaufen, ist schwierig ein Vergnügen. Vielleicht das nächste Mal. Ich bleibe einige Monate in Wien. Gestatten Sie übrigens“ — er nannte einen Namen, der dem Juwelier ein großes westdeutsches Unternehmen ins Bewußtsein rief. „Auf Wiedersehen.“ Der Juwelier fühlte eine klare Freude in sich, daß der vornehme und geschmackseine Fremde gerade sein Geschäft gewählt hatte. So war man doch nicht völlig von der mörderischen Konkurrenz der Wiener Juweliere ausgeschaltet. Er gab sich selbst besondere Mühe mit der aufgetragenen Arbeit und nahm sich vor, für den Fremden einige schöne Stücke vorzulegen, wenn er zur Abholung wiederkam.

Durch die Spiegelscheiben seiner Fenster sah er eines Tages den fremden Herrn vorfahren, in einem sehr eleganten langen Wagen. Als das Gesicht erlebte war, hat er den Herrn ins Büro. „Ihr lebhaftes und edles Interesse voraussetzend, das uns Juweliere ja so sehr schmeichelt, habe ich sehr kostbare Stücke dort ausgelegt. Sie werden Ihre Freude haben.“ Er hatte sich nicht geirrt, der Herr zeigte wirklich eine herrliche Freude an den Sachen, er konnte sich nicht genug tun in bewundernden Worten. Er schien auch Kaufinteresse für dieses und jenes zu haben. „Eine geringe Auswahl scheinen Sie an Perlen zu haben“, meinte er schließlich, „und doch schwärmte mein Freund Baron Kerleben, der mich zu Ihnen empfahl, von einer schwarzen Perle.“ Der Juwelier errotete fast vor Stolz. „Die schwarze Perle! Da, das Hunderttausendmark-Stück . . .!“ „Sie besitzen es nicht mehr?“ „Gewiß.“ „Ach, bitte, zeigen Sie es!“ Ein Gehilfe entnahm das Juwel dem sicheren Safe und . . . kaum, daß er es gesehen, ging ein Erschrecken durch den Fremden. Seine Hand zitterte, seine Augen starrten mit saskinierter Anstrengung, die die Pupillen vergrößerte, und wie leblos machte, auf die Perle. Der Juwelier war starr vor Entzücken. Einen solchen eminent begabten Kenner hatte er lange nicht getroffen. Und wie — wenn der Gast kaufte! — Hunderttausend Mark. Begeistert reichte er dem Herrn einige Stücke Tuch, die Wirkung erhöhte sich ja noch, hier zum Beispiel auf dem hellgrünen Samt, auf der zeffigfarbenen Seide, auf dem fleischfarbig imitierten Stüdt. Drei Augenpaare starrten auf das Wunder, mit dem ergebenen bewundernden Ausdruck, den der schöne Rücken oder Hals einer Fürstin verdiente. — „Das ist die Krone, — — nein, . . . die Perle aller Perlen“ — der Herr sprach zuerst wieder. „Ich habe nie etwas Schöneres gesehen. Wie eine von hundert Geschlechtern geweihte, schwarzgeronnene Träne — wirklich, so banal sonst der Vergleich ist.“ Er legte den Schaß behutsam in den Behälter, stand erregt auf und ging hin und her. „Ich möchte sie kaufen“, sagte er mehr zu sich. Erlauben Sie, daß ich mit meiner Frau telephoniere.“

\*

Wirklich die Beschreibung, die der Herr jenseits der Leitung  
horschenden Gattin machte, war ein dichterischer effektiver Erguß,  
kein Wunder, daß sie die richtige Wirkung hatte. — „Also, meine  
Frau ist gleich mir entzückt, sie wünscht die Perle zu sehen.“

In diesem Augenblick erwachte in dem Juwelier die ganze Wach-  
heit. Vorsichtigkeit und zurückhaltende Schläue des gewiegten Ge-  
schäftsmannes, den Erfahrung lehrte, auch bei den verlockendsten  
Geschäften kühl bis ins Herz zu bleiben. „Ich werde mir erlauben,  
die Perle zur Ansicht oder Kauf in Ihr Hotel zu schicken. Wie wün-  
schen Sie die Zahlung?“ „Gegen sofortige Kasse?“ „Ich wäre  
Ihnen dankbar dafür. In einer halben Stunde?“ „In einer halben  
Stunde!“ Die Schritte schlichlich noch beschwingt von Enthusiasmus,  
ging der Herr.

Der Juwelier beauftragte seine zwei Gehilfen mit der Beforgung  
und erbat sich zu ihrer direkten Begleitung einen Geheimpolizisten.  
Nur abzuliefern gegen Geld! war die strenge Weisung. Die Drei  
nahmen ein Auto.

Der Herr wohnte nicht eben pompös; in seiner Gattin lernten  
sie ein zartes, offenbar sehr liebesvolles seines Geschöpf kennen. Sie  
äußerte ihr Entzücken stiller als ihr Gatte, doch ebenso warm. Der  
Herr schrieb einen Scheck, Gehilfen und Geheimpolizist sahen sich  
verstoßen an. Schreck im Herzen. Was nun? Darauf waren sie  
nicht vorbereitet. War der Scheck Geld? Andererseits — wie,  
wenn sie den Herrn beleidigten? Als habe er sie durchschaut, sagte  
der Herr freundlich: „Vielleicht ist einer von Ihnen so liebenswür-  
dig, den Betrag auf diesen Scheck zunächst zu erheben. Ich könnte  
mir denken, daß Ihnen Bargeld willkommener ist. Die Herren rau-  
chen derweil!“ Ein restlos nobler, verständiger Herr! — Schnell  
war der Gehilfe wieder da, hatte das Geld, quittierte. Alle drei  
dienerten hinaus.

Fast zwei Wochen später, der Juwelier dachte oftmals mit Be-  
wunderung an seinen Kunden, rief dieser an: „Ob nicht eine zweite  
schwarze Perle vorhanden sei und zu welchem Preis. — Leider  
müsse er bebauern — nein, — es würde auch schwer sein, eine  
zweite zu finden. Inbes, er wolle sich bemühen. Wie vorausge-  
sehen, waren die Bemühungen tatsächlich vergebens. Der Juwelier  
selbst überbrachte dem Herrn das Ergebnis. Der Herr wollte Ohr-  
ringe für seine Frau davon haben, hörte er; ob nicht vielleicht in  
Amsterdam, bei den dortigen Perlenhändlern? . . . Der Juwelier  
versprach, dort anzufragen. Nachmittags erschien der Herr. Er  
hatte eine Adresse — ein kleiner Amsterdamer Juwelier, vielleicht  
daß der . . .

Der Juwelier telegraphierte. Zu seiner großen Ueberraschung  
hatte er diesmal Erfolg. Zwar sei die Perle enorm teuer, wurde  
geantwortet. Der Juwelier entschloß sich, die Reise von Wien nach  
Amsterdam zu machen. Bis hundertzwanzigtausend zu gehen hatte  
er Auftrag. Aber diese elenden müdrigen Händler in Amsterdam  
sahen auf ihren Schätzen wie Beelzebub, Hundertfünftausend ver-  
langte der kleine Händler für ein allerdings herrliches Exemplar  
von schwarzer Perle. Der Juwelier entschloß sich, nicht einfach das  
Feld wieder zu räumen. Er telegraphierte dem Kunden. Natürlich  
fand der es zu hoch. Telegramme wechselten in erregter Folge.  
Der Juwelier wollte von seinem Verdienstausschlag etwas ablassen:  
Hundertsechzig! Schluß.“ — Schön. Damit verdiente er eben nur  
Zehntausend. Unter deutschen und holländischen Fäuchen zahlte er  
hundertfünftausend. Der Händler versicherte, er habe selber hun-  
dertundvierzig geben müssen. Der Juwelier reiste zurück. Die  
Perle hütelte er wie sein Herz in der Brust. In Wien fuhr er gleich  
selbst ins Hotel. Leider sei der Herr gestern Abend abgereist. Der  
Juwelier wurde bleich. Sollte er auf seinem überteuren Kauf sitzen  
bleiben? Er entschloß sich endlich, an die Familie des Herrn zu tele-  
graphieren. Das Antworttelegramm war völlig unverständlich.  
Kein Glied der Familie war jemals in Wien. Die schwarze Perle  
war sein altes Exemplar; er hatte es zurückgekauft.

Seiner Händler, erfuhr er bald, habe sein Geschäft nur eben acht  
Tage betrieben; eine sogenannte Eintagsfliege, wie sie neuerdings  
leider auch in dieser Branche vorkämen.

## „Fröhliche“ Soldatenzeit.

Abenddämmerung senkt sich auf das Städtchen herab. Sie leg-  
zarte Schleier über Häuser und Straßen. Der Kasernenhof scheint  
wie ausgestorben. Im Schein dürriger Laternen blinken kleine  
Wasserspüßen.

Da erscheinen drei Gestalten auf dem Kasernenhof. Kommandos  
hallen herüber, und einer von den dreien beginnt wie besessen zu  
laufen, zu marschieren, legt sich hin, springt wieder auf . . . Die  
Vorübergehenden blicken sich verständnislos an, bleiben stehen  
und lächeln. In allen Revieren raunt es: „Rachezerzieren!“ Der  
Feldwebel kommandiert, und der Hauptmann hat die Aufsicht.

Die Nacht kommt und mit ihr ein bitterkalter Wind. Die Luft  
ist mit Feuchtigkeit gesättigt. Wie ein gehektes Tier läuft und läuft

der Kermis. Ein Kommando löst unbarmherzig das andere ab.  
Mit offenem Munde, atemlos, rennt er gegen den Wind. Seine  
Knie schlottern. Er ist am Ende seiner Kräfte. Seine Sinne ver-  
wirren sich, er macht alles falsch und reißt dadurch zu immer neuen  
Quälereien. Seine Uniform ist von oben bis unten verdreht durch  
das duzenmal wiederholte Hinwerfen in die Pfützen. In seinen  
Schläfen hämmert und pocht es. Sein Gesicht ist verzerrt.

Plötzlich fliegt das Gewehr in weitem Bogen in den Schmutz.  
Der Kolbenhals bricht ab. Ein Mensch windet sich auf dem Boden,  
weißer Schaum steht vor seinem Mund. Der Feldwebel erlebte,  
und auch dem Hauptmann ist eigenartig zu Mute . . .

Eine halbe Stunde später fährt man eine Tragbahre durch die  
nächtlichen Straßen. Das Garnisonlazarett schießt seine Porten  
hinter einem Todkranken.

Frühling ist gekommen. Heller, leuchtender Sonnenschein liegt  
über der Stadt. Junge Menschen singen und lachen, und selbst die  
Alten lächeln um einen Schein freundlicher als sonst. In diese  
Frohstimmung dringt plötzlich ein tiefster, schwerer Trauermarsch.  
Soldaten tragen einen Kameraden zu Grabe.

Daheim in dem kleinen ostpreussischen Dorfchen sitzt eine ein-  
same, alte Frau. Ihre zitternden Hände halten einen Brief aus  
dem Garnisonlazarett. Heiße Tränen fallen darauf. Ängstlich ist die  
Schrift verlesen. Es sind Tränen einer vereinsamten, dem Tode  
preisgegebenen Witwe, Tränen einer Mutter, der man das Letzte  
gemordet hat.

Der Burche des Majors war ein anständiger Kerl, immer nüch-  
tern, ordentlich und brav. Aber heute hatte er Geburtstag, und der  
mußte gefeiert werden. Er ging in eine Kneipe, trank ein paar  
Glas Bier, leistete sich einige Zigarren und süßte sich glücklich. Als  
er jedoch aufstehen wollte, wurde ihm schwindelig. Das Bier auf  
den nüchternen Magen tat seine Wirkung. Der Burche zahlte seine  
Zeche und wollte nach Hause gehen. Auf der Straße begegnete er  
einem Offizier. Er grüßte vorchriftsmäßig, stolperte aber und fiel  
dem Vorgesetzten vor die Füße. Der hielt ihn für sinnlos betrunken  
und ließ ihn zur Wache bringen. Der arme Kerl wollte sich recht-  
fertigen und bat inständig, ihn laufen zu lassen. Das rechnete als  
„Widerstand“, und er wurde zu der für die „Schwere“ des Falles  
sehr gelinden Strafe von 14 Tagen strengem Arrest verurteilt.

Sonntags war stets Appell im Ausgehanzug in Gegenwart des  
Kompagniechefs. Wenn er die Uniform nachgesehen hatte, durften  
wir meistens wegtreten. Heute jedoch ließ er die Kompagnie zum  
Kreife rechts und links um sich herumshawenten und hielt eine Rede  
über die schädliche Wirkung des Alkohols, die mit den Worten en-  
dete: „Ich bestrafe jeden rücksichtslos, der auch nur angetrunken ist.  
Ihr wißt, daß Trunkenheit nicht, wie in Zivil, strafmildernd, son-  
dern strafverschärfend wirkt, eben, weil es verboten ist, sich zu be-  
trinken. Also richtet euch danach. Der betrunkene Mensch steht in  
meinen Augen noch unterm Vieh.“

Am anderen Morgen sollten wir in der Frühe zum Exerzierplatz  
hinausmarschieren. Doch der Kompagniechef kam nicht. Zu unse-  
rem Leidwesen mußten wir auf dem Kasernenhof exerzieren. Erst  
mittags erfuhren wir den Grund. Eine Kasinoordnanz hatte den  
Herrn Hauptmann heute früh mit Mühe nach Hause gebracht und  
ihm mit Unterstützung des Burchen ins Bett geholfen. Er war  
sinnlos betrunken. Jetzt wälzte er sich herum, sang und erzählte  
dem Burchen die tollsten Geschichten.

Wie hatte er doch gesagt: „Der betrunkene Mensch sinkt noch  
unters Vieh!“ Billy M ä u s .

## Goethes Mutter.

Goethe hat einmal erklärt, daß seine Idee von den Frauen  
ihm angeboren oder in ihm entstanden sei, er wisse nicht, wie. Wir  
Seutigen ahnen wohl, wie diese Idee in ihm lebendig geworden ist.  
Wenn der Dichter in jeder Frau das Ewig sucht, das im Weib-  
lichen liegt, so ist das der Frau zu danken, die ihm das Leben gab.

Wie ein heller Stern leuchtet die Mutter über Goethes Leben.  
Was sie ihm mitgab, das hat der Dichter so wunderschön in den  
Worten zusammengefaßt: „Von Mütterchen die Frohnatur, die  
Luft zu fabulieren.“ Die Frohnatur, das ist die tiefe Mensch-  
lichkeit, die alle Menschen bezaubert, die das Glück hatten, Goethe  
nahe zu kommen. Das ist die olympische Heiterkeit, die es vermag,  
in Abgeläutheit mit den Ereignissen des Lebens fertig zu werden.  
„Selig, wer sich vor der Welt ohne Haß verschließt!“ Als kostbar-  
stes Heiligtum verschloß der Dichter das Erbe der Mutter überall,  
wo kalte Neugier und Selbstsucht ihm begegneten.

Goethes Mutter hat von sich gesagt, daß sie ihren Kindern im  
Alter gar so nahe gestanden habe. Das triebhaft kindliche Wesen,  
das sie namentlich mit dem Sohne so eng verband, hat sie sich bis  
ins hohe Alter bewahrt. Sie war dem Sohne, „dem geliebten Stä-“

Ichthans", nie im eigentlichen Sinne Respektsperson, wohl aber die mütterliche Freundin, der er seine Freuden und Weiden anvertraute, und die ihn immer verstand. Sie erzählte dem Kinde Märchen und überbrug die Luft am Fobulieren auf ihn. Sie lacht und schwärmt mit dem Jüngling. Welche köstliche Szene ist es, als bei dem Besuch der jungen Gräfin Stolberg die schwärmerischen Jünglinge sich für Freiheit und Gleichheit begeistern und die Mutter, als sie gar zu häufig überhäumen, einen Krug Rotwein auf den Tisch stellt. „Da habt ihr Trannensbut!"

Wenn der alte Goethe seinen Faust mit Schauern der Ehrfurcht von den Müttern sprechen läßt, dann ahnen wir, daß die eigene Mutter den Grund gelegt hat zu der tiefen Verehrung, mit der er die Mutterschaft heilig hält. Das schönste Denkmal hat Goethe seiner Mutter in der Gestalt der Elisabeth im „Göth von Berlichingen" gesetzt. Diese Frau mit dem edlen, freien Herzen, dieses Urbild geistiger und körperlicher Gesundheit, trägt so viele Züge der „Frau Ma", daß wir die Wahrheit in der Dichtung und die Dichtung in der Wahrheit lieben müssen. Auch in dem Epos „Hermann und Dorothea" finden wir die Mutter wieder. In ernste Sorge um das Schicksal des Sohnes versunken, geht sie im Garten umher, versäumt dabei jedoch nicht, die Raupen vom Kohl zu entfernen, „denn ein geschäftiges Weib tut seine Schritte vergebens". Aber auch, wie Dorothea die Ochsen lenkt, die Wassertrüge füllt, die Wöchnerin und das Neugeborene pflegt, gewinnt gerade dies hausmütterliche Gebahren Hermanns Herz. „Ihr Leben ist immer ein ewiges Gehen und Kommen oder ein Heben und Tragen, Bereiten und Schaffen für andere." Nicht anders ist es bei Gretchen im „Faust": „Muß tochen, seggen, stricken und nähen und laufen früh und spät." Ungemein reizvoll und echt ist Gretchens Schilderung der Pflege ihres kleinen Schwesterchens: „Auf meinem Arm, in meinem Schoß war's freundlich, zappelte, ward groß."

In einem jungen Weibe, das ihr Kind im Arme hält, sieht Goethe die Urgestalt menschlichen Lebens. „Es ist nichts reizender, als eine Mutter zu sehen mit einem Kind auf dem Arm, und nichts ehrwürdiger, als eine Mutter unter vielen Kindern." In der Besprechung der ersten Aufführung des „Göth von Berlichingen" in Frankfurt am Main wird der Ausspruch eines Freundes erwähnt, den dieser nach einer Unterhaltung mit Goethes Mutter tat: „Nun kann ich begreifen, wie Goethe der Mann geworden ist." Dieser Ausspruch ist wohl das bereichende Zeugnis dafür, wieviel Goethe seiner Mutter zu verdanken hatte.

Am wärmsten kommt das tiefe Verständnis der Mutter für den Sohn zum Ausdruck in der liebevollen Güte, mit der die Frau Rat Christiane Lupius an ihr Herz nimmt. Von allen wird Christiane geschmäht und gehohlet. Der Mutter ist sie „die vielgeliebte Tochter." Die Frau Rat findet ja in Christiane die eigene Natürlichkeit u. Fröhllichkeit. Daraus erklärt sich die Anziehungskraft Christianes an Goethe. Es ist wie ein Ring, der sich schließt von der Mutter zu der Geliebten. „Du kannst Gott danken", schreibt die Mutter ihrem Sohne, „so ein lebenswertes, unverdorbenes Geschöpf findet man selten." Gerade, weil die Mutter selbst eine Frohnatur ist, schätzt sie Christianes Fröhllichkeit so hoch. „Fröhliche Menschen sind in der Regel auch gute Menschen", heißt es im „Göth von Berlichingen". Und wie erhöht sich endlich Frau Mas Glück, als sie Großmutter wird! Zwar ist es ihr ein Schmerz, daß sie die Geburt der (unehelichen) Enkel nicht in die Zeitung setzen kann, aber über die großmütterliche Eitelkeit geht der Trost, daß ihr Hätschelzang vernünftig und glücklicher ist als in einer fatalen Ehe.

Christianes Bild ist vielfach verzerrt auf die Nachwelt gekommen. Reid und Bosheit verfolgten sie, denn unzählige Frauen und Mädchen wünschten sich an ihre Stelle. Aber die tönenden Saiten, die Christiane in dem Dichter zum Schwingen brachte, waren ja gerade die Saiten, die „das liebe, unverdorben, herrliche Gottesgeschöpf" von der Mutter zum Sohne führten.

Seitdem sorgen Mutter und Geliebte um das Wohl des Menschen, der sie eint. Wie dankt die Frau Rat Christiane für die aufopfernde Pflege, ohne die Goethe in schwerer Krankheitszeit kaum gerettet worden wäre! Doch nicht allein von häuslichen Sorgen und Interessen ist in den Briefen die Rede. Häufig dankt die Mutter für die gute, genießbare Speise, die Christiane ihr „für ihre Geistesarmut" schickte.

Goethe hat sein Verhältnis zu Christiane immer ernst aufgefaßt. Als ihm einmal geraten wurde, zu heiraten, erwiderte er: „Ich bin verheiratet, wenn auch ohne Zeremonie." Später, als Christiane in der Franzosenzeit Goethe vor schwerer Gefahr bewahrte und er den Wert einer auf feste Familienbände gegründeten Häuslichkeit erkannte, machte er die Ehe, die ihm immer eine Gewissensehe gewesen war, auch zur legitimen. So fand Christianens „schönes, heroisches, haushälterisches Betragen", wie Frau Ma schrieb, doch noch seinen Lohn. Auch als Frau Geheimrat blieb Christiane einfach und natürlich. Die Hofgesellschaft verhielt sich ihr gegenüber nach wie vor ablehnend. Um so herzlicher war die Aufnahme in

Frankfurt. „Zu detnen neuen Stand", schreibt Goethes Mutter ihrem Sohne, „wünsche dir allen Segen — alles Heil — alles Wohlergehen — da hast du nach meines Herzens Wunsch gehandelt. Grüße meine liebe Tochter herzlich — sage ihr, daß ich sie liebe, schätze, verehere." Kurz vor ihrem Tode erhielt die Frau Rat noch Christianens Besuch. Christiane wurde von allen Frankfurter Verwandten und Bekannten herzlich aufgenommen. „Alle Menschen liebten sie", schreibt die Mutter an ihren Sohn, und sie unterzeichnet: „Eure Euch samt und sonders liebende Mutter und Großmutter." Anna Bloß.

## Der blutende Baum.

In der südafrikanischen Union, ganz im Norden des Distrikts von Middelburg, wächst ein Baum, den die Eingeborenen „Hlala Sefasseogo" nennen, das heißt: „Baum, den niemand kennt". Dies ist die Geschichte, die sie von dem geheimnisvollen Baum erzählen:

Vor 150 Jahren lebte ein Oberhäuptling mit Namen Mataditoe. Er wurde krank und diese Gelegenheit benützte sein jüngerer Bruder, um ihn abzusetzen und dem Lande zu jagen. Mataditoe entwich gen Norden, mutterseelenallein, schwach und von seinen Anhängern verlassen. Unterwegs besserte sich seine Gesundheit. Er sah wieder Mut, und als er seinen fremden Kriegerstamm auf der Wanderschaft traf, beschloß er, mit Hilfe dieser Steppenhelden seine Herrschaft zurückzuerobern. Er versprach ihnen, wenn sie ihm helfen würden, seine Würde, sein Reich und sein Eigentum wiederzugewinnen, daß sie in seinem Lande Ziegen finden würden, so groß wie Rudos (eine große Antilopenart in Afrika).

Welcher Viehzüchter hätte da widerstehen können! Man sammelte also die Streitkräfte, und Mataditoe zog mit dem Herdbaum seiner neuen Freunde heimwärts. Er überfiel seine alte Hauptstadt, und es ereignete sich das, was sich immer ereignet, wenn hohe Herren ihre Völker glücklich machen wollen, nämlich ein großes Blutbad. Mataditoe massakrierte seinen Bruder und die Gefolgsleute, die von ihm abgefallen waren. Nicht ein Mann unter den Beflegten blieb am Leben. Mit den gefangenen Frauen und Kindern und den Neuankömmlingen gründete der Sieger den Stamm der Molas und machte sich zum Häuptling. Zu seiner „Thronbesteigung" versammelte er sein Volk an einen Ort, der noch heute unter dem Namen Maserumula bekannt ist, und hielt eine Thronrede, die an Selbstbewußtsein nichts zu wünschen übrig ließ. Sie lautete:

„Ich bin Mataditoe, der Häuptling, der große Oberhäuptling, der Herrscher aller Herrscher, der Gebieter aller Könige. Zum Wahrzeichen meiner Herrschaft und meiner Allgewalt gebe ich euch diesen Baum, den niemals jemand vorher gesehen hat. Und dieses sage ich euch: Mataditoe und dieser Baum werden immer geheißen." Darauf pflanzte er den Baum, der heute „Hlala Sefasseogo" heißt. In der Tat, niemand hatte jemals einen solchen Baum gesehen; man hielt ihn für heilig; keiner wagte, ihn zu berühren.

Mataditoe ist tot und sein Herrschergeschlecht erloschen. Aber der Baum steht noch und hat heute eine Höhe von zehn Metern. Noch nie hat jemand gesehen, daß er Früchte trug. Wenn man seine Rinde verlegt, fließt ein farblosler Saft heraus, der im Augenblick eine tief purpurne Rote annimmt. Die Eingeborenen sagen, es rinne aus dem Baume das Blut, das in den Schlachten um Mataditoes Herrschaft vergossen worden sei. Curt Biging.

## Humor

**Beweis.** Sehr lange hat die Dame in dem Kaufhaus unter den gezeigten Stoffen gewählt. Endlich scheint sie sich für einen zu entscheiden. Sie betrachtet ihn von links und von rechts, von oben und von unten. Endlich fragt sie: „Sagen Sie, können Sie mir die Versicherung geben, daß dieses das allerneueste Muster ist?" „Das allerneueste, gnädige Frau, Sie können nichts Moderneres bekommen."

„hm, und Sie meinen, daß die Farben nicht ausbleichen?" „Aber, ich bitte Sie, gnädige Frau, wir führen nur Indanthrenstoffe; außerdem hat dieser Stoff drei Monate bei uns im Fenster gelegen und ist nicht ausgebleicht!"

**Das Billigste.** Ich möchte meiner Tochter ein hübsches Geschenk zu ihrem zwanzigsten Geburtstag machen, kannst du mir nicht einen guten Rat geben? Es darf aber nicht zu viel kosten!"

„Dann sage ihr, daß sie das Stimmrecht bekommt!"

**Erkundigung.** Papa, der Lehrer hat sich heute in der Schule nach dir erkundigt?"

„Tatsächlich?"

„Ja, er fragte, er möchte doch mal wissen, von was für einem Dioten ich abstamme."

# WAZER WOCHENSCHAU

(Halberstädter Tageblatt)

Organ der Sozialdemokratischen Partei für den Stadt- und Landkreis Wernigerode.

**Wochenpreis** halbjährlich 1 Mark einschließlich Bringerlohn, bei Selbstabholung 30 Pfennig. Einmalig 10 Pfennig. Bestellungen werden in der Geschäftsstelle, von mittags 6 Uhr bis 8 Uhr, an den Tagen der Erscheinung, entgegen genommen. Redaktion: Halberstadt, Domplatz 48. Fernruf 2014. Verlag: Halberstädter Zeitung, Paul Weber, G. m. b. H. Bernauerhof für Wolff u. Wirthschaftstr. Wolkensbüchel, für den letzten Teil Wilhelm Kämmermann, für Helme u. Linde Karl Zreif, sämtl. in Halberstadt.

**Ausgabenpreis** die aufgeschaltete Anzeigenliste oder deren Raum für Anzeigen aus Stadt und Landkreis Wernigerode 15 Pfennig, auswärts 30 Pfennig. Bestellscheine 40 Pfennig, nachweislich 50 Pfennig. Abgebend ist bei der Zahlung vorliegende letzte Kasse. Für die Aufnahme von Anzeigen sind bestimmten Stellen und an bestimmten Stellen kann eine Gebühr nicht übernommen werden. Anzeigenannahme in der Geschäftsstelle Halberstadt, Domplatz 48 (Fernruf Nr. 2014), Postfach 10 Wernigerode 4626 und Volksbuchhandlung (Steigerwald) Wernigerode, Burgstraße 9.

Nr. 78

Donnerstag, den 4. April 1929

4. Jahrgang

## „Diktatur der Vernunft.“

Severing gegen die Diktatur-Tiraden.

Unter der Überschrift „Diktatur der Vernunft“ schreibt Reichsminister Severing in einem Berliner Morgenblatt:

Es läßt sich nicht leugnen, daß die letzten drei Monate Krisenmonate waren, und der Streit lieferte nur darüber, wer und was sich in der Krise befand. Die einen sagten: Die Regierung. Die anderen meinten, daß wir uns in einer Krise der Parteien befinden. Schließlich sollte sich der Parlamentarismus in einer unheilbaren Krise befinden. So entstand

das Gerüchte um die Diktatur.

So wurde die Stimmung für das Verlangen nach dem „starken Mann“ vorbereitet. Daß das Jahr 1929 eines der in der Geschichte Jahre werden würde, hätte allen betanzt sein müssen, die neben dem Dawes-Abkommen und seinen Bestimmungen auch die wirtschaftliche Entwicklung der letzten Jahre verfolgt haben. Vierhundert Millionen neue Reparationslasten bei obliegender Konjunktur, das heißt also bei verminderten Einnahmen, waren eine Last, deren Größe im vergangenen Jahre schon zu erkennen war. Sie zu tragen oder auch nur abzumildern, ohne die Schultern anderer zu zerbrechen, wäre auch für einen Diktator eine unumgängliche Aufgabe geworden. Mit der Lösung dieser Aufgabe aber hätte die Tätigkeit des Diktators beginnen müssen. Es sind jetzt gerade zwanzig Jahre verstrichen, als sich der Reichstag mit Steuererhöhungen befaßte, die — wie heute — ein Defizit von ungefähr 500 Millionen Mark bedeuften. Der damalige Schatzminister, Freiherr von Stengel, führte neue Steuern an. Am 3. November 1908 kam die Regierung mit ihren Vorschlägen heraus. Und nun entstanden sich die heftigsten Kämpfe, nicht allein zwischen den Reichsparteien, sondern auch zwischen den Reichstagsgruppen im Lande. Damals hat nicht einmal der Fürst von Bülow die Situation messern können. Man verfolge uns also mit den aberneren Tiraden.

daß ein starker Mann kommen müsse.

„um uns durch Diktate zu retten. Es ist selbstverständlich, daß niemand unumgänglich Ausgaben des Reiches das Wort redet, und wenn der Reichstag sparen will, sollte man ihn in diesem Vorhaben sehr freier lassen.“ Wozu aber Front gemacht werden muß, das ist die Sparpolitik auf Kosten der Armen. Was in der Frage sozialer und kultureller Aufgaben einmal notwendig ist, ist sobald nicht wieder nachzuholen. Deswegen müssen die Entparungsmaßnahmen dort ihre Grenze finden, wo das Gemeinwohl durch die Schritte der Sparpolitik zu bluten beginnt. An der Reparatoren, im Verwaltungsbereich läßt sich durch organisieren. Was die Funktion noch sehr viel einprägen. Sparmaßnahmen sind das Werk eines Mannes, nicht eines Rates. Und wenn man von allen geist werden, die dem Volk für eine solche Verantwortung der Steuererhöhen verantwortlich sind. Wer diese Grundkräfte am beherrschendsten und folgerichtigst vertritt, der hat die Verantwortung auf die Diktatur — der Vernunft, die allein erträglich ist und schließlich auch alle Kräfte überwinden wird. Wir wollen nicht einen

starken Mann, sondern ein starkes und mündiges Volk, das die Staatsgewalt aus den höchsten Bürgerjugenden, Selbstlosen und Selbstermordung formt.

## Die Preise steigen.

Und die Reallohn werden immer geringer.

Das Reichsstatistische Amt teilt mit: „Die Preisindexziffer für die Lebenshaltungskosten (Ernährung, Wohnung, Heizung, Beleuchtung, Bekleidung und „Sonstiger Bedarf“ beläuft sich nach den Feststellungen des Statistischen Reichsamts für den Durchschnitt des Monats März auf 156,5 gegenüber 154,4 im Vormonat. Sie ist im Januar um 1,4 v. H. gestiegen. Diese monatsdurchschnittliche Steigerung ist fast ausschließlich auf die bis in die erste Hälfte des Monats sich fortziehende Erhöhung der Preise für Kartoffeln, Gemüse und Eier zurückzuführen; in der zweiten Märzhälfte haben Kartoffeln und Eier sowie Milch und Butter im Preise wieder nachgegeben, jedoch der gegenwärtige Stand der Indexziffer bereits unter dem — durch die außerordentliche Winternöte beeinflussten — Monatsdurchschnitt liegt.“

Die Indexziffer einschließlich Unterposten hat in Jahresfrist folgende Entwicklung durchlaufen:

	März 1929 (1913=100)	März 1928
Gesamtleidung	156,5	150,6
Ernährung	159,3	151,0
Wohnung	125,9	125,6
Heizung und Beleuchtung	152,5	146,1
Bekleidung	172,6	165,7
Sonstiger Bedarf einschließlich Wertes	191,4	185,9

Wie man angesichts dieser Vertiefung der Reallohn den Widerstand gegen eine ausgleichende Lohnbewegung noch aufrecht erhalten will, ist Sache des Unternehmens. Die Dinge haben sich so weit zugelegt, daß eine Lösung in kürzester Zeit unabweislich erforderlich ist.

## Wendung in China.

Feng für die Nationalregierung.

London, 2. April. (Eig. Drahtber.) Wie aus Peking gemeldet wird, veröffentlicht die dortige Presse ein Telegramm des „offiziellen“ Generals Feng an Chiang Kai-shek, in welchem Feng mitteilt, daß er auf Seiten der Zentralregierung von Peking stehe und um Zustimmung eines Frontabzuges im Kampf gegen die Kuomintang-Regierung eruche. Da Feng rund 100.000 Mann zur Verfügung stehen, dürfte sein Entschluß, den er nach langem Zögern gefaßt hat, die gegenwärtigen inneren Kämpfe zwischen der Zentralregierung entscheiden.

## Vor der Entscheidung in Paris.

Morgen beginnen die Sachverständigen-Konferenzen in Paris.

Paris, 3. April. (Eig. Drahtber.) Die Pariser Sachverständigen-Konferenzen hielten am Donnerstag nach achtstündigen Osterferien wieder ihre erste Sitzung ab. Reichsminister Dr. Schacht wird heute von Lour wieder nach Paris zurückkehren.

Selbstverständlich hat die Pariser Presse schon wieder ihre Stimmungsmache begonnen. Wieder einmal glaubt sie die entscheidende Wendung für die morgige Sitzung voraussetzen zu können, denn morgen werden die deutschen Delegierten Farbe bekennen müssen. Der „Gazette“ glaubt sogar soweit gehen zu können, dem Reichsstatistikpräsidenten Dr. Schacht vorzuerzählen, daß er die Konferenzen verschleppen wolle, bis in die Ferne der englischen Wahlen hinein. Er lege nämlich auf einen Sieg MacDonalds und hoffe gleichzeitig Frankreich geistiger zu finden, wenn der Verfall für die Zahlung der 400 Millionen Dollar für die Handelschuld an Amerika näher gerückt sei.

### Schachts Optimismus.

Der Reichsstatistikpräsident Dr. Schacht hat, wie wir schon gestern mitteilen, dem deutschen Volke eine nachdrücklich optimistische Osterbotschaft über die Pariser Reparationsverhandlungen zukommen lassen. Sie ist nicht erfindarlich: Schacht stellt, zum freundlichen Male sei, daß die Bedeutung der Verhandlungen, die finanzielle Regelung internationaler Beziehungen auf Jahrzehnte und damit die endgültige Liquidierung des Krieges nach manchen Schwierigkeiten erweisen lassen und eine längere Dauer der Verhandlungen voraussehen.“ Angesichts des allerorts vorhandenen guten Willens zur Verständigung und zur Aufbringung der notwendigen Geduld bei den schwierigen Verhandlungen, welche jedoch die Hoffnung auf einen erfolgreichen Verlauf der Konferenz durchaus weiter.“

Es ist nur zu natürlich, daß im Rahmen der Pariser Verhandlungen sehr oft Meinungen gegen Meinung steht. Die Osterbotschaft des Reichsstatistikpräsidenten erhält deshalb Bedeutung durch ihre optimistischen Ton. Vor den Osterferien hat sich in der Welt



Verhandlungen die man über Höhe und Reparationszahlungen sind und zwar das Problem zu sein. Verhandlungen fort.

„aufstand von seinen

Reparationssummen

gere Zeit zahlen

„ungen ohne Zweifel vor den Osterferien gemacht haben, denen von Charakter zu Youngs Mitteilungen des Ziel nach die Einigkeit darüber unterlternative gestellt ja durch die Eigenart nicht und Young abge. Wenn sich aber Entscheidung bei in anderen, und vor te seines Vaterlandes

die Mitteilungen Youngs an Schacht könnten für die ganzen Verhandlungen eine Krise bedeuten, bzw. hätten eine Krise bedeutet, so darf man aus dem in der Osterbotschaft Schachts enthaltenen Optimismus folgern, daß diese Krise überwunden ist.

## Linksruck in Dänemark?

(Von unserem Kopenhagener Korrespondenten.)

Kopenhagen, 2. April (Eig. Bericht.)

Der Ausgang der dänischen Kommunalwahlen hat gezeigt, daß das aus der gemäßigten konservativen Bauernliste hervorgegangene und auf die Zusammenarbeit mit der Rechten angewiesene Kabinett Madisen-Weggel nicht mehr der politischen Stimmung im Lande entspricht. Man dürfte deshalb annehmen, daß die Regierung mindestens nach Ablauf der jetzigen Wahlperiode gezwungen sein würde, einem sozialdemokratisch eingestellten Kabinett Platz zu machen. Aber schneller als es jetzt die Annahme unter den führenden Sozialdemokraten angenommen magten, hat die Bauernregierung ihre Gabe gelunden. Der Ritt, der sie und Konservative zusammenführt, war jetzt jeder nicht von der besten Sorte. Wesentliche Unstimmigkeiten in Zoll- und Steuerfragen hatten wiederholt gezeigt, daß die Koalition der beiden konservativen Parteien auf recht schwachen Füßen stand. Ammerich: Die Angst vor einer sozialdemokratischen Regierung führte schließlich immer wieder zur Verhinderung der Regierung führte schließlich immer wieder zur Verhinderung der Regierung. Wenn jetzt entgegen allen Erwartungen im Verlauf der Debatte über die Finanzvorlagen der Bruch unvermeidlich wurde, so ist das — wie sich nachträglich herausstellte — vor allem auf taktische Fehler der Rechten zurückzuführen.

Die Konservativen hatten nach langem Hin und Her ihre ursprüngliche auf mehr als 50 Millionen Kronen abzielenden Forderungen für militärische Zwecke auf 45 bis 46 Mill. ermäßigt, während sich die Regierung bereit erklärte, den Etat von ungefähr 40 Millionen auf 42,4 Millionen zu erhöhen. Das genügte den Konservativen jedoch nicht. Sie „demonstrierten“ nach dem geschehenen Verlauf ihrer Verhandlungen mit dem Abgeordneten gegen die Regierung, indem sie sich bei der Behandlung des Finanzgesetzes der Stimme enthielten. Hierbei gingen sie von der landesüblichen Auffassung aus, daß die Finanzvorlage auf jeden Fall mit den Stimmen der Sozialdemokratie angenommen werde. Man hoffte auf diese billige Art von der Regierung in der Wehrfrage abzurufen zu können, ohne den Bestand des Kabinetts gefährden zu brauchen. Diese Hoffnungen gründeten sich gleichzeitig auf die Vermutung, daß die Sozialdemokratie sich unter gegebenem Vorbehalt zu einer Wehrreform mit der Bauernliste einlassen würde. An Wirklichkeit dachte sie gar nicht, da ihr zum Sturz der Regierung gebotene Gelegenheit zu verpassen. Der Augenblick wurde genutzt und zum Schloß ausgehört. Am 21. März verteilte die bürgerliche Minderheitsregierung endlich ihre parlamentarische Berechtigung. Die Bauernliste hat die Stimme jedoch noch nicht ins Korn geworfen. Die für den 24. April ausgeschriebenen Wahlen haben unter ihrer Führung vor sich gehen, während nach parlamentarischer Brauch eigentlich die Sozialdemokratie als Oppositionspartei und Urheberin des Kabinettssturzes berufen gewesen wäre, den Stippel an das Volk zu richten.

Wachen die Hoffnungen der Bauernliste in Erfüllung gehen? Während der Verhandlungen und später auch im Parlament wird der Kampf vor allem um die Höhe des Militärbudgets gehen. Angesichts der Stimmung im Lande ist aber kaum anzunehmen, daß das Volk sich zu höheren Militäraufgaben bestimmen wird. Die Dänen sind im allgemeinen sehr friedliebend. Der Kostengestis des Militärs, wiederholte Ausgehungen der Offiziere gegen Arbeiter und Bauernschaften, die in Dänemark wie überall zu den lebensbedürftigsten der Soldateska gehören, der Verleumdungen und schließlich die Schrecken des Weltkrieges haben in den letzten Jahren die Abneigung großer Teile der dänischen Bevölkerung gegen den Militarismus wesentlich gefördert. Für militärische Organisationsgelder ist in Dänemark kein günstiger Boden. Aus dieser Stimmung heraus ist bei den bevorstehenden Wahlen eine Stärkung der Sozialdemokratie zu erwarten. Allerdings dürfte sie eine absolute Mehrheit kaum erreichen.

Die Sozialisten dürften danach das Ruder übernehmen und auf dem Wege der Verhandlungen mit der Bauernliste versuchen, das unheilvolle Wehrproblem zu lösen. Die Möglichkeit zu einer Verständigung ist bei einem guten Willen der beider Parteien gegeben.

## Um Trocki.

Stambul, 2. April. (Eig. Drahtber.) Trocki hat das bisher von ihm bewohnte Hotel in Konstantinopel verlassen und sich in einem Borori von Konstantinopel niedergelassen. Er hat zu diesem Zweck ein Einfamilienhaus gemietet. Es verlautet, daß Trocki jetzt mit einem längeren Aufenthalt in der Türkei rechnet.

Einige Tage vor seiner Abreise erklärte Trocki dem Vertreter des „Soz. Pressebüros“ in Konstantinopel, er habe seinerzeit als er sich an Lobbe wandte, angenommen, daß ihm die Einreiseerlaubnis für Deutschland innerhalb 48 Stunden erteilt werden würde. Durch die Verzögerung der Einreiseerlaubnis geriet er in eine immer schwerere Lage. Es befürchte die Gefahr, daß er die dortige Kurkurlation verpasse und sich kein Leben dadurch verschlimmere. Andererseits hätten seine Freunde in anderen Staaten Einträge um Einreiseerlaubnis gemacht. Er müsse diese Anträge jedoch desavouieren, da er gewünscht sei, auf die Erteilung des Visums nach Deutschland zu warten.

Wie der „Soz. Pressebüros“ zuverlässig erzählt, hat sich Reichsaussenminister Dr. Stresemann bereits von San Remo ausgehen die Einreiseerlaubnis für Trocki erteilt.